SSOAR

Open Access Repository
www.ssoar.info

Zum Stand und den Perspektiven der Autobiographie in der Soziologie: sozialkommunikative Konzepte zur Beschreibung einer literarischen Gattung

Heinze, Carsten

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:
Heinze, C. (2010). Zum Stand und den Perspektiven der Autobiographie in der Soziologie: sozialkommunikative Konzepte zur Beschreibung einer literarischen Gattung. *BIOS - Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen*, *23*(2), 201-231. https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-354430

Nutzungsbedingungen:
Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de

Terms of use:
This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more Information see: https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0

gesis Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft

Zum Stand und den Perspektiven der Autobiographie in der Soziologie

Sozialkommunikative Konzepte zur Beschreibung einer literarischen Gattung

Carsten Heinze

1. Einleitung[1]

> *Der Mensch braucht immer zwei Bilder gleichzeitig: ein ‚wirkliches' und ein ‚imaginäres'. Doch warum diese Anführungszeichen? Weil weder das eine* ganz wirklich noch das andere ganz imaginär ist. (aus dem Galeerentagebuch: Kertész 1993, 114)

Lebensgeschichtliches Erzählen und Darstellen in Form veröffentlichter autobiographischer Schriften sind ein elementarer Bestandteil im sozialkommunikativen Haushalt von Gesellschaften. Sie stellen damit nicht nur aus Sicht von Verlagen einen wichtigen Anreiz- und Verkaufsfaktor auf dem Buchmarkt dar, sondern erfüllen eine Reihe weiterer Aufgaben in der literarischen Kommunikation von Gesellschaften.[2] Autobiographien bilden einen zentralen Bestandteil öffentlicher Auseinandersetzungen und Diskurse über gesellschaftliche Wirklichkeiten. Sie werden nicht selten aufgrund ihrer lebens- und zeitgeschichtlich umstrittenen Beschreibungen kontrovers diskutiert. Innerhalb der Autobiographieforschung werden vor allem die Aspekte Autorschaft, Selbstheit („selfhood"), Repräsentation und die Trennung von Fakten und Fiktionen diskutiert (Anderson 2004, 1 f.). Als eigenmotivierte, an eine Öffentlichkeit adressierte Kommunikationsform sind sie daher in folgenden Perspektiven von soziologischem Interesse: als sozialkommunikatives Gattungsformat (autobiographische Gattungsformen – Kommunikationssoziologie), als medialisierte Selbstpräsentation (Schrift, Bild, Film – Mediensoziologie), als autobiographische Lebenskonstruktion (narrative Identitätsbildung und Erfahrungsrekonstruktion – soziologische Biographieforschung), als Teil von Erinnerungskulturen und Zeitgeschichtsforschung (Erinnerungs- und Gedächtniskulturforschung).

Autobiographien geben Auskunft über persönliche Lebenswege und individuelle Schicksale in verschiedenen zeitlichen Perspektiven und Generationenzusammenhängen: Nicht nur weisen sie eine innere zeitliche Erzählstruktur auf, sondern sie sind in ihrem Zustandekommen historisch, gesellschaftlich und generational relationiert.

1 In den folgenden Ausführungen wird aufgrund einer besseren Lesbarkeit auf geschlechtsspezifische Unterscheidungen verzichtet. Die folgenden, weniger empirisch als theoretisch ausgerichteten Überlegungen beziehen sich somit auf weibliche wie männliche Autoren.

2 Zur gegenwärtigen Ausbreitung autobiographischer Schriften tragen sicherlich auch die veränderten Möglichkeiten in der verlegerischen Veröffentlichungspraxis bei.

 © Verlag Barbara Budrich

Autobiographische Lebensrückblicke liefern exemplarische Lebensansichten. Sie bilden kollektiv nachvollziehbare oder anschlussfähige Sinnhorizonte und Projektionsflächen in historischen und gesellschaftlichen Kontexten, die in diskursive Formationen eingelassen sind, ohne sich jedoch darin gänzlich aufzulösen. Bei Autobiographien handelt es sich um schriftsprachliche, durch autobiographische Paratexte und teils durch umfangreiches Bildmaterial gestützte und ausgewiesene Medialisierungen individueller Selbstreflexionen zu einem bestimmten Zeitpunkt. Daneben ist die Schreibgegenwart oder die Spanne der sozialen Erzählzeit maßgeblich verantwortlich für Inhalt und Form der autobiographischen Erzählung, da sich durch sie die Art und Weise des Sprechens über die Vergangenheit zu einem bestimmten Zeitpunkt ausdrückt. Während autobiographisches Schreiben und Erzählen sozialgeschichtlich lange Zeit lediglich „herausragenden Männern" der Geschichte vorbehalten war, ist gegenwärtig ein Anstieg autobiographischer Schriften aller Geschlechter, Klassen und Schichten zu beobachten, der das angrenzende Gattungsformat Biographie[3] auf Verkaufslisten weit überholt (vgl. Porombka 210, 444). Die Erzählung und Darstellung eines Selbst und seiner Geschichte vor einem breiteren Leserkreis erweist sich so gerade vor dem Hintergrund seiner sozialkommunikativen Elemente und Adressierungen als soziologisch hoch interessant. Autobiographien arbeiten maßgeblich, so die hier vertretene These, an der kommunikativen Konstruktion von Wirklichkeit mit, so dass ein implizites Gattungswissen und Gattungserkennen beim Leser vorausgesetzt werden muss; denn bekannte öffentliche Kontroversen um autobiographische Erzählungen in den letzten Jahren, wie etwa bei Martin Walser und Günter Grass, waren stets inhaltlich und weniger an deren komplexen formalen Erzählgestaltungen orientiert.

Die öffentliche Thematisierung einer Lebensgeschichte erfüllt in modernen Gesellschaften eine Reihe sozialkommunikativer Funktionen, die soziologisch bisher kaum reflektiert worden sind. Neben kulturhistorisch einschlägig bekannten Darstellungsmotiven wie Beichte, Bekenntnis, Rechtfertigung, Zeugenschaft, Selbstpräsentation und nicht zuletzt der Befriedigung eines eitlen Geltungsbedürfnisses finden sich auf Seiten des Lesers Motive wie Neugier an authentischen Lebensgeschichten, exemplarische Identifikation mit zeitgenössisch oder historisch real existierenden Menschen, Aufklärungs- und Informationsbedürfnisse sowie vermutlich eine tiefere empathische Verbundenheit mit existentiellen Belangen und Schicksalsgeschichten.[4] Autobiographischen Erzählungen wird von Seiten ihrer Leser ein hoher Authentizitätsgrad zugesprochen. Umgekehrt wird an autobiographischen Darstellungen aus wissenschaftlichen Ansätzen, die die Autobiographie als Quelle verwenden, die Personalisierung und subjektive Perspektivierung kollektiver Erfahrungskontexte kriti-

3 Die Biographie als eine durch Dritte verfasste, meist wissenschaftlich oder journalistisch motivierte Form der Lebensrekonstruktion eines (bekannten) Menschen ist von der Autobiographie als selbstverfasste, auf Erinnerungen und subjektiven Assoziationen basierende Selbsterzählung gattungsbegrifflich scharf zu differenzieren.

4 Das heutige Interesse an Autoren von Autobiographien speist sich meiner Auffassung nach zum einen an dem Interesse öffentlicher bekannter Personen wie Politiker, Kulturschaffender, Literaten etc. (personales Interesse), zum anderen an einem lebensthematischen Interesse, das sich aus der Geschichte eines Menschen in seiner Zeit speist (so etwa an Zeitzeugen wie „Opfer" oder „Täter des Holocaust", an „Lebensgeschichten aus der DDR" etc.; thematisches Interesse). Darüber hinaus wird durch (Auto-)Biographien möglicherweise die Teilnahme an menschlichen Grundthematiken des Lebens und damit anthropologische Interessen befriedigt (vgl. von Zimmermann 2010, 61-70).

siert, wodurch die dahinter liegenden strukturellen gesellschaftlichen und historischen Bedingungen nicht angemessen reflektiert werden können und somit der Quellenwert fragwürdig ist. Ebenso wenig jedoch, wie die Autobiographie aus Sicht ihrer Leser als Gattung oder Label an ihr Ende gekommen ist (vgl. Finck 1999), verschwindet die geschichtliche Perspektive, wie aus den Literaturwissenschaften behauptet wird. Ein Blick in die gegenwärtige autobiographische Erzählpraxis zeigt, dass populäre Erinnerungsliteraturen mit zeitgeschichtlichem Bezug nach wie vor einen hohen Stellenwert in der Gunst des Lesers einnehmen. Diese autobiographischen Schreibformen werden in den Literaturwissenschaften allerdings weitgehend zugunsten ästhetisch „anspruchsvoller" Texte von Schriftstellern ignoriert. Trotz gattungsspezifischer Grenzverwischungen werden Autobiographien offensichtlich noch als solche gelesen.

Autobiographisches Schreiben ist als sozialkommunikative Handlung Teil ritueller Erinnerungs- und zeitgeschichtlicher Verarbeitungspraktiken von Einzelnen und Kollektiven, die aufgrund ihres authentischen Zeitzeugenanspruchs hohe Glaubwürdigkeit beanspruchen können (vgl. Misch 2001). Damit greifen Autobiographien in erinnerungskulturelle Generations- und kollektive Gemeinschaftsbildungen bis hin zu nationalen Selbstverständnisdiskursen ein und üben somit integrative und normative Wirkungen aus. Hinsichtlich der Darstellbarkeit und der damit zusammenhängenden sozialkommunikativen Vermittlung von Lebens- und personalisierten Zeitgeschichtszusammenhängen ergeben sich eine Reihe von Erkenntnisproblemen, die vor allem bezüglich Fragen der Referentialität von Erzähltext und Erfahrungsrekonstruktion in den Sozial- und Geschichtswissenschaften intensiv diskutiert werden, wohingegen sich die Literaturwissenschaften vor allem auf autobiographische Schreibexperimente von Schriftstellern und die Rhetorik bzw. Topik des Autobiographischen konzentrieren, bei denen der Blick für die nach wie vor beobachtbare, klassische Ich-Erzählung von Autobiographien in den Hintergrund zu treten scheint (vgl. Schabacher 2007). Die angedeuteten Gattungsfragen, die für Soziologie und Geschichtswissenschaften als Perspektive interessant erscheinen, spielen allerdings in den Literaturwissenschaften nach den poststrukturalistischen Kontroversen der 1970er/80er Jahre nur noch eine nachgeordnete Rolle.

Bereits Ende der 1980er Jahre sprachen die Biographieforscher Brose und Hildenbrand vor dem Hintergrund ausgreifender Individualisierungsprozesse vom „Biographisieren von Erleben und Handeln" als Teil alltagsweltlicher Kommunikation (vgl. Brose/Hildenbrand 1988, 11 ff.). Dieser Trend der gesellschaftlichen Kommunikation über Biographien hat in den letzten Jahren eher zugenommen, um die Jahrtausendwende spricht man in Anlehnung an die modische „turn-"Terminologie der Kulturwissenschaften gar von einem „biographical turn" (vgl. Chamberlayne/Bornat/Wengraf 2000, 1ff.). Während lange Zeit unter dem Stichwort Biographie sämtliche lebensgeschichtliche Thematisierungen medien- und gattungsindifferent subsumiert worden sind, geraten in jüngster Zeit die medialen Rahmungen bzw. der konstitutive Aufbau autobiographischer Formate in Relation zu ihren Darstellungsinhalten sowie deren kommunikative Kontexte in den Blick (vgl. dazu die entsprechenden Artikel in den Handbüchern von Klein 2010 und Fetz 2009), was auch hinsichtlich der Art und Weise zeitgeschichtlicher Darstellungsformen für die Geschichtswissenschaften von einiger Bedeutung ist (vgl. Jarausch/Sabrow 2002, 7). Eine differenzierte und systematische Ausarbeitung verschiedener (auto-)biographischer Gattungsformate, ihre medienspezifischen Besonderheiten und Kommunikationskontexte jenseits literatur-

wissenschaftlicher Bestimmungen steht jedoch noch aus. „Automedialität“ bzw. „AutoBioFiktion“ wird gegenwärtig zum geflügelten Begriff einer an die Literaturwissenschaften angrenzenden Debatte um Medialisierungsformen des Subjektiven jenseits literaturwissenschaftlich bekannter Pfade (vgl. Moser/Nelles 2006; Dünne/Moser 2008). Diese Begriffsentwicklung zeigt, dass einer rein inhaltlichen oder formalästhetischen Analyse (auto-)biographischer Selbst-/Fremdthematisierungen, die nicht nur auf mündlich generierten Texten beruht, sondern schriftliche, visuelle und audiovisuelle Formate einbezieht, eine mediale Rahmenanalyse vorauszugehen hat, die auch die Frage nach dem potentiellen Adressatenkreis und den Rezeptionskontexten des (Auto-)Biographischen schärfer in den Blick nimmt, der nicht zuletzt über kontextuelle und paratextuelle Inszenierungsstrategien hergestellt wird (vgl. Klein 2010, 200-203). In diesem Sinne versucht der folgende Beitrag eine eingrenzende phänomenologisch-soziologische Beschreibung des schriftsprachlichen Gattungs- bzw. Kommunikationsformats Autobiographie vor dem Hintergrund zeitgeschichtlicher und erinnerungskultureller Kontexte vorzunehmen (vgl. dazu Heinze 2010).

Obwohl auf dem Buchmarkt mittlerweile verstärkt Lebensgeschichten „einfacher“, „gewöhnlicher“ und „kleiner“ Leute nachgefragt werden (vgl. Wagner-Egelhaaf 2005, 1), die weniger über den allgemeinen Bekanntheitsgrad ihres Autors als vielmehr über gesellschaftlich relevante Themen und Erfahrungshorizonte ihrer Lebensgeschichte breiteres Interesse hervorrufen, bleiben die autobiographischen Schriften gesellschaftlicher (Deutungs-/Diskurs-)Eliten auch heute noch ein wichtiger Bestandteil auf dem autobiographischen Buchmarkt: Politiker, Medienpersönlichkeiten, Kulturschaffende, Wissenschaftler, Journalisten und andere fühlen sich immer wieder dazu motiviert, unter Berufung auf die lebensgeschichtliche Authentizität und ihren Status als Zeitzeugen Auskunft über sich und ihre Zeit zu geben. Der belehrende, bornierte, teils überpointiert individualistische Wesenszug mancher autobiographischer Erzeugnisse ist dabei kaum zu übersehen. Aufgrund ihrer gesellschaftlichen Stellung erheben gesellschaftliche Deutungseliten nicht selten den Anspruch, vermittels autobiographischer Authentifizierungen nicht nur individuelle Lebensmuster, sondern auch kollektive Geschichtserfahrungen in ihrem Sinne und häufig gegen allgemein vorhandenes Wissen auszulegen – dadurch lassen sich diese auch als Versuch verstehen, Einfluss auf das öffentliche Geschichtsbewusstsein auszuüben. Autobiographische Schriften wirken somit im Horizont kontroverser erinnerungskultureller Debatten mit unterschiedlicher Intensität auf das kommunikative und kollektive Gedächtnis ein.

Die Autobiographie wird in der soziologischen Biographieforschung seit jeher als empirische Quelle biographischer Forschungen genutzt, soziologisch ist sie jedoch bislang weder theoretisch noch methodologisch mit wenigen Ausnahmen genauer untersucht worden (vgl. Alheit/Brandt 2006; Heinritz 2000); darauf wurde bereits mehrfach aus der Disziplin selbst hingewiesen (vgl. Fuchs-Heinritz 2000, 10; Baacke/Schulze 1993, 128 f.).[5] So deutet auch Nikola Herweg an, dass große Teile der

5 Baacke/Schulze führen hierfür einen Grund an, der in den Kultur-/Literatur- und den Geschichtswissenschaften ein zentrales Problem darstellt: „Sie [die Autobiographien, C.H.] werden bald als Dokumente, bald als Fiktionen aufgefaßt, und als Dokumente erscheinen sie dann unzuverlässig und lückenhaft, zu subjektiv – als Fiktionen wiederum zu langweilig und uninteressant, zu sehr dem Objektiven verhaftet“ (Baacke/Schulze 1993, 128 f.). Eine der wenigen explikativen soziologischen Untersuchungen zur Autobiographie stellt die Analyse von Peter Alheit und Morten Brandt (2006) zum Zusammenhang von autobiographischem Schreiben und ästhetischer Erfahrung in Bezug auf die Konstituierung des Selbst in

Soziologie die Autobiographie bislang nicht als eigene literarische Gattung verstehen, sondern der biographische Text als schriftlicher Text aufgefasst wird, der jedoch nicht vom untersuchten Biographieträger selbst, sondern erst von einem Biographieforscher durch einen wissenschaftlichen Transformationsprozess, dessen Erhebungsgrundlage ein narratives Interview bildet, erzeugt wird (vgl. Herweg 2003, 197). Ebenso wenig diskutiert die soziologische Biographieforschung Fragen der Autorschaft; die ästhetischen Qualitäten (als eigener Aussagewert) einer autobiographischen Erzählung rücken zugunsten der Frage nach dem Quellenwert in den Hintergrund. Daraus ergeben sich eine Reihe wesentlicher konstitutiver wie motivationaler Unterschiede im Zustandekommen eines autobiographischen Textes und seines Autors, Erzählers und Protagonisten, aber auch erzählpragmatische Gestaltungsdifferenzen zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit (vgl. dazu die klassische Studie von Ong 2004). Der Befund einer bislang mangelnden Differenzierung (auto-)biographischer Kommunikationsformate in der soziologischen Biographieforschung resultiert aus deren einseitiger Konzentration auf das Erhebungsinstrument des narrativen Interviews (vgl. Corsten 2010, 102).[6]

Die folgenden, kommunikations- und mediensoziologisch motivierten Überlegungen zu zeitgeschichtlichen bzw. erinnerungskulturellen Dimensionen autobiographischen Schreibens und Darstellens gehen auf die soziologischen Kommunikationskonzepte der Sozialphänomenologie von Alfred Schütz und Thomas Luckmann zurück. Auf der Grundlage dieser beiden klassischen Autoren, so der hier zur Diskussion gestellte Ansatz, lassen sich autobiographische Schriften in Abgrenzung zu rein literaturwissenschaftlichen Modellen, in deren Mittelpunkt gegenwärtig weniger die äußeren Kommunikationskontexte als vielmehr die immanente Ästhetik und die Gestaltungsprinzipien autobiographischer Texte stehen, biographiewissenschaftlich und sozialkommunikativ problematisieren. Überschneidungen zwischen literaturwissenschaftlichen und soziologischen Ansätzen finden sich bei allen Unterschieden ihrer Forschungsperspektiven in Fragen der Gattungsbestimmung, auch wenn diese literaturwissenschaftlich hinreichend geklärt zu sein scheinen.

2. Autobiographie und autobiographisches Schreiben: ein kurzer Abriss

Geistes- und Sozialwissenschaften haben ein originäres Interesse an autobiographischen Schriften. Vor allem Literatur-, Kultur- und Geschichtswissenschaften, aber auch Soziologie und Philosophie bedienen sich ihrer mit unterschiedlichen Erkenntnisinteressen. Die Gattung Autobiographie verweist auf eine jahrhundertealte Praxis der öffentlichen Selbstpräsentation, die sich vor allem aus ihrer Wirkung nach außen – möglicherweise über den Tod hinaus als Zukunftsprojektion des Erzählers – ergibt. Auch wenn autobiographisches Schreiben in Form von Erinnerungen, Tagebüchern, Briefen o.ä. zunächst als individuelle Vergegenwärtigung eines Lebens bzw. Lebens-

der Moderne dar. Jedoch kommen die Autoren mit ihren Ausführungen gerade in Bezug auf den Wandel autobiographischer Formate nicht über eine allgemeine Beschreibung hinaus. Die Formate Biographie und Autobiographie werden kaum systematisch trennscharf voneinander untersucht, noch weniger wird die Autobiographie einer eigenen soziologischen Betrachtung unterzogen.

6 Dies beweist auch das „Prinzip der Kommunikation“ in der biographieorientierten interpretativen Sozialforschung, das allerdings nur als „Orientierung am Regelsystem der Alltagskommunikation“ ausgerichtet ist und den biographischen Erzählprozess auf den Alltagserzählprozess eng führt (vgl. Rosenthal 2005, 39 und 44 ff.).

abschnitten zu einem bestimmten Zeitpunkt verstanden wird, so ist dem Prozess des autobiographischen Schreiben ein mitgedachtes Gegenüber in Form eines angesprochenen, potentiellen Lesers oder im weitesten Sinne der interessierten Öffentlichkeit eingeschrieben (vgl. Derrida 2004, 79). Der projektierte Leser findet sich als Kommunikationspartner latent oder offen in autobiographischen Erzählungen. Dies lässt sich überdies anhand von Vor- oder Nachworten zeigen, in denen der Erzähler seine Leserschaft adressiert. Autobiographien haben somit einen kommunikativen Ausgangspunkt, der die Zeithorizonte Gegenwart (des Schreibens), Vergangenheit (der Erzählung) und Zukunft (der Selbstpräsentation) umfasst. Autobiographisches Schreiben kann soziologisch als eine sozialkommunikative Handlungspraxis verstanden werden.

In Abhängigkeit der disziplinären Perspektive ergeben sich verschiedene Zugänge zu autobiographischen Schriften, die von hermeneutisch inspirierten geistes-, sozial- und ideengeschichtlichen Betrachtungen über dekonstruktivistische Lesarten bis hin zu Fragen nach verschiedenen Medialisierungsformaten in Schrift, Abbildung und Film reichen. Die gegebene Materialität des Autobiographischen zieht zwingend rezeptionsorientierte Konsequenzen hinsichtlich der Frage nach sich, was wir in und über Autobiographien über einen Menschen und seine Geschichte zu einem bestimmten Zeitpunkt erfahren können. Aus rezeptionsorientierter Perspektive lassen sich soziologische Einsichten in den sozialkommunikativen und diskursiven Zusammenhang von intersubjektiv vermittelten Wirklichkeitskonstruktionen gewinnen: Die kommunikativ ausgerichtete Konstruktion von Wirklichkeit, eingebettet in einen weiteren Diskurszusammenhang, ist ein wesentliches Element autobiographischen Schreibens.

Vor dem Hintergrund von Historismus und Lebensphilosophie im ausgehenden 19. Jahrhundert erkannte Wilhelm Dilthey in der Selbstbiographie die Form des menschlichen Selbsterlebens. Selbstbiographien seien danach als eine Verdichtung von Lebenszusammenhängen zu verstehen, die nicht zwangsläufig einer chronologischen Struktur folgen, sondern von dem Standpunkt der Gegenwart aus eine thematische Auswahl bedeutsamer Geschehnisse in Bezug zum gegenwärtigen Sein vergegenwärtigen. Diese Geschehnisse können zeitlich weit auseinander liegen, sie sind jedoch in ihrer verdichteten Form ein Extrakt des Lebens selbst, das auf tiefere existentielle Zusammenhänge verweise:

> Sie [die Selbstbiographie, C.H.] ist eine Deutung des Lebens in seiner geheimnisvollen Verbindung von Zufall, Schicksal und Charakter. Wohin wir blicken, arbeitet unser Bewußtsein, mit dem Leben fertig zu werden. (Dilthey [1906-1911/1927] 1998, 24)

Die Selbstbiographie[7], so Dilthey in hermeneutischer Diktion, ist die „höchste und am meisten instruktive Form“, in der dem Leser das Verstehen des menschlichen Lebens gegenüber trete (vgl. ebd., 28). Die Identität des Gegenstandes, das Leben einer über sich selbst schreibenden Person, verleihe der Selbstbiographie ihre Intimität und Unmittelbarkeit; in ihr drücke sich wie nirgendwo sonst der unmittelbare Zusammen-

7 Biographie und Autobiographie werden als unterschiedliche Textgattungen erst seit Mitte des 20. Jahrhunderts differenziert (vgl. Holdenried 2010, 37).

hang des Lebens aus, der erst durch die Selbstbiographie eine angemessene Ausdrucksgestalt gewinne. Die Selbstbiographie ist damit nach Dilthey die ausgezeichnetste Form des menschlichen Ausdrucks, in der sich die Bedeutsamkeit des Lebens und seine Zeitlichkeit mit der Bedeutung in und durch die Geschichte verbindet. Dadurch sind selbstbiographische Beschreibungen gleichzeitig Ausdruck eines reflektierten historischen Bewusstseins und damit geschichtsphilosophisch relevant (vgl. Jaeger 1995). Der Gegenstand von Selbstbiographien, das Leben als erkennbarer und sinnvoll strukturierter Gesamtzusammenhang, liegt nach Dilthey referentiell außerhalb des Textes, das Leben ist der schriftlichen Gestaltung vorgängig und in der retrospektiven autobiographischen Reflexion rekonstruierbar. Erzählung und Erleben sind identisch, die Sinnhaftigkeit des Lebens entfaltet sich in der Selbstbiographie.

Unter dem Eindruck dieser hermeneutischen Konzeption schrieb sein Schwiegersohn Georg Misch eine mehrbändige Geschichte der Autobiographie als Manifestation der menschlichen Bewusstseinsgeschichte. Individualität und Persönlichkeit bilden bei ihm den Ausgangspunkt geisteswissenschaftlicher Auseinandersetzungen (vgl. Wagner-Egelhaaf 2005, 25 ff.). Wie bei Dilthey geht auch in Mischs Vorstellung die Geschichte des Menschen seinem schriftlichen Ausdruck voraus. Misch weist dabei auf die verschiedenen Formen des Selbstausdrucks hin und erkennt in ihnen bereits ihre latent hybride Gattungsform:

> Die Selbstbiographie ist keine Literaturgattung wie die andern. Ihre Grenzen sind fließender und lassen sich nicht von außen festhalten und nach der Form bestimmen wie bei Lyrik, Epos oder Drama, die bei aller zeitlichen, nationalen und individuellen Vielgestaltigkeit der Schöpfungen doch in der Form einheitlich sich entfalten, nachdem ihr ‚Urphänomen' aus dem dunkeln Boden ungeschiedenen Werdens aufstieg. Sie gehört ihrem Wesen nach zu den Neubildungen höherer Kulturstufen und ruht doch auf dem natürlichsten Grunde, auf dem Bedürfnis nach Aussprache und dem entgegenkommenden Interesse der anderen Menschen, womit das Bedürfnis nach Selbstbehauptung der Menschen zusammengeht; sie ist selber eine Lebensäußerung, die an keine bestimmte Form gebunden ist. (Misch 1998 [1907], 36)

Misch definiert Autobiographie aus seinem etymologischen Wortstamm und legt so die bis heute umstrittenen Grenzen der Gattung fest: die materialisierte Beschreibung (graphia) des Lebens (bios) eines Einzelnen durch diesen selbst (auto) (vgl. ebd., 38). Misch fragt jedoch auch umgekehrt nach dem Erkenntnisinteresse des Lesers und findet dies in den „Geheimnissen der Persönlichkeit" (vgl. Wagner-Egelhaaf 2005, 27). Wie Dilthey denkt Misch bei seinen Beschreibungen aus der Perspektive des autobiographischen Lesers, worin sich die kommunikative Funktion der autobiographischen Selbstpräsentation auf eine ganz bestimmte Art und Weise als verbindendes Element (nachvollziehbarer Lebensausdruck, Interesse der anderen Menschen) zwischen Autor und Leser ausdrückt – das einfühlende Miterleben des Lesers wird zu einem wichtigen Aspekt autobiographischen Schreibens.

Seit den 1960er Jahren greifen zunehmend sozialgeschichtliche Beschreibungsmodelle in die autobiographietheoretischen Diskussionen ein, wobei diese zunächst in der hermeneutischen Tradition verankert bleiben (vgl. Niggl 1998, 10 f.). Die historisch individuelle Einzigartigkeit des autobiographisch Schreibenden, die bei Dilthey

noch ein entscheidendes Element der Autobiographiewürdigkeit darstellte, wird in der Folge dekonstruiert und zeitgeschichtlich verankert. Peter Sloterdijks Dissertation entschlackt die Autobiographie von ihrem metaphysischen und geschichtsphilosophischen Ballast und verortet sie in zeitgeschichtlichen bzw. politischen Kontexten der 1920er Jahre (vgl. Sloterdijk 1978). Er erkennt in ihr eine soziale Praxis, in der „individuelle Geschichten mit kollektiven Interessen, Werten, Phantasien und Leidenschaften zusammengewoben werden" (vgl. ebd., 6). Autobiographisches Schreiben wird zum Ort sozialer und politischer Auseinandersetzungen auf dem Feld der Kultur – eine Perspektive, die heute in den cultural studies verfolgt wird.

Petra Frerichs sozialgeschichtliche Studie zur bürgerlichen und proletarischen Autobiographie untersucht die individuellen und kollektiven Wurzeln autobiographischen Schreibens und fokussiert dabei auf kulturhistorische Unterschiede, die sich aus der Entwicklung eines bürgerlichen bzw. proletarischen Selbstverständnisses heraus ergeben (vgl. Frerichs 1980). In der klassischen individuellen Autobiographie seit Goethe dominiert nach Frerichs ein aufgeklärtes, individualzentriertes Ich-Verständnis, das die Diskussionen um die Gattung Autobiographie bis heute charakterisiere; demgegenüber seien proletarische Autobiographien lange Zeit von der Literaturgeschichte vernachlässigt und damit ein wesentliches soziologisches Unterscheidungskriterium unterschlagen worden:

> *Im Unterschied zu dem allgemeinen Begriff ‚Autobiographie' geht in die Bezeichnung ‚proletarische Selbstdarstellung' oder ‚Arbeiterautobiographie'* eine Vorentscheidung ein, nämlich die nach ihrem gesellschaftlich bestimmten Subjekt. Es ist nicht der Mensch, das Individuum, die Persönlichkeit, die hier lebensgeschichtliche Erfahrungen und Vermittlungsintentionen zur Darstellung bringt, sondern das Individuum, die Persönlichkeit in ihrer übergreifen*den sozialen ‚Eigenschaft', Lohnarbeiter im kapitalistischen* Produktionsprozeß zu sein. (ebd., VIII)

Ähnlich erkennt die ostdeutsche Literaturhistorikerin Ursula Münchow in frühen Arbeiterautobiographien ein „Mittel des Klassenkampfes", mit dessen Hilfe sich ihre Autoren nicht nur ihres proletarischen Selbstbewusstseins vergegenwärtigen, sondern durch dokumentarische Sozialbeobachtungen ein kollektives Arbeiterbewusstsein schaffen (vgl. Münchow 1973, 33). Es gelte, das „Ganze im Einzelnen und das Einzelne im Ganzen" zu zeigen. Für die DDR-Autobiographie sei die übergreifende historische Entwicklungsperspektive entscheidend, die nicht nur Einzelereignisse des antifaschistischen Kampfes, sondern „die Abfolge historischer Phasen als Prozeß" darstelle (vgl. ebd., 62 f.). Während also die bürgerliche Autobiographie die Einzigartigkeit der Persönlichkeit herausstellt und damit eine Ideologisierung der Individualität betreibt, versteht sich die proletarische Selbstdarstellung als subjektive Einordnung in den kollektiven Kampf gegen Unterdrückung mit anderen Mitteln.

Bernd Neumann greift in seiner sozialpsychologisch ausgerichteten Bestimmung der Autobiographie unter Einbezug der Freud'schen Psychoanalyse auf das Identitäts-Konzept Erik H. Eriksons zurück (vgl. Neumann 1970). Danach unterscheide sich die Autobiographie von der angrenzenden autobiographischen Gattung Memoiren durch ihre thematische Eingrenzung auf Kindheit und Jugend, in denen im Wesentlichen die innere Identitätsarbeit stattfinde, während die Memoiren vor allem die Phase des

Erwachsenenalters umfasse und sich somit auf die außenorientierte soziale Rolle „als der Kanzler, der Revolutionär, der Intrigant oder der Krieger“ fokussiere (vgl. ebd., 11). Die Autobiographie beziehe sich so auf die schwierige Phase der Identitätsfindung, die Memoiren dagegen basieren bereits auf einer erfolgreichen gesellschaftlichen Integration in die soziale Rolle, so dass hier eher die Beschreibung und Darlegung sozialer Beziehungen stattfinde. In beiden Gattungsformen ist das autobiographische Subjekt autonom und unproblematisch, autobiographisches Schreiben erscheint als ein Medium zur lebensgeschichtlichen Selbstfindung und Identitätskonstruktion. Die Vergangenheit ist grundsätzlich als solche der menschlichen Einsicht zugänglich und rekonstruierbar. Die von Neumann vorgeschlagene Differenzierung ist bis heute in den Literaturwissenschaften notorisch, ohne die Unhaltbarkeit seiner sozialpsychologischen Konzeption zu diskutieren. Sie ist aus Sicht der gegenwärtigen Sozialisationstheorie wenig überzeugend, da die Rollentheorie differenzierter betrachtet, der Rollenspieler stärker problematisiert wird und die Sozialisation sowie die damit verbundene Identitätsausbildung nicht mehr als abgeschlossen gelten kann (vgl. etwa Hurrelmann 2006). Darüber hinaus ist eine analytische Trennung von außen- und innenorientierter Selbstdarstellung auch aus literaturwissenschaftlicher Perspektive zweifelhaft; beide Erzählmodi bedingen sich vielmehr und kommen in einer Erzählung vor.

Wesen und Wahrheit der Autobiographie sind auch in einem frühen Sammelband von James Olney Gegenstand der Betrachtung. Die Zugangsweisen zur Autobiographie scheinen multiperspektivisch:

> *(...) Where does this leave us?* It leaves us at least with the perception that what is autobiography to one observer is history or philosophy, psychology or lyric poetry, sociology or metaphysiscs to another. (vgl. Olney 1980, 5)

Das autobiographische Subjekt scheint paradox: Einerseits substantiell als schreibendes/erzählendes im Akt des Erinnerns anwesend, andererseits aber lediglich als reflektierter Übersetzungs- und Erinnerungseffekt in der textuellen Transformation eines Lebens erscheinend (vgl. ebd., 6). Es führt, so Olney, eine direkte anthropologische Verbindung vom autobiographisch Schreibenden zum Leser einer Autobiographie, die als kommunikatives Band zwischen beiden zu wirken scheint (vgl. ebd., 10). Jedoch stehen diese angenommenen anthropologischen Verbindungen in einem Spannungsfeld zu den historischen Kontexten ihrer Realisierung: Das Wesen(tliche) des Menschen als Subjekt ist eine historische Variable, die sich in den jeweiligen Bezugskontexten auf verschiedene Weise manifestieren kann (vgl. von Zimmermann 2010, 66).[8] Einer ähnlichen Argumentation wie Olney folgend, versucht Mandel die Autobiographie als nicht-fiktionale Gattung von angrenzenden fiktionalen Formen zu differenzieren, in dem er eine menschliche Verbundenheit und nachvollziehbare Glaubwürdigkeit autobiographischer Beschreibungen auf Seiten des Lesers als Kompetenz konstatiert (vgl. Mandel 1980). Die autobiographische ‚Wahrheit‘ erscheine so als nachvollziehbare und damit grundsätzlich auch für einen Leser erkennbare Wahrheit und fundiere die Autobiographie als aufrichtige Lebensdarstellung:

8 Für eine erweiterte Diskussion zur Theorie der Subjektivität, die als erzählte Subjektivität für die autobiographische Konstruktion von Wirklichkeit eine erhebliche Rolle spielt, vgl. Zima 2000.

> The content of an autobiography is not alone sufficient to create truth. What actually transforms content into truth of life is the context that contains the *content. By the context I mean the writer's intention to tell the truth; the ratifi*cation through the actual choices he makes word by word, as well as in his tone, style and organization; the assumptions that permeate the book, giving *rise to content while overlapping the reader's own sense of lived experience in the world. I would argue that it is the reader's willingness to experience and* cocreate this context that allows autobiography to speak the truth. (ebd., 72)

Der Leser spielt so als Kommunikationspartner in dieser Perspektive eine entscheidende Rolle. Die von Mandel vorgetragenen Überlegungen zur Funktion des Lesers finden ihre empirische Entsprechung in den narratologischen Forschungen zu ihrem Rezeptionsverhalten bei der Wahrnehmung von Erzählern: Bortolussi und Dixon fanden heraus, dass der Leser im Akt des Lesens den Erzähler als „realen" Gesprächspartner im Akt des Lesens konkretisiere („readers treat narrators as if they were conversational participants", vgl. Bortolussi/Nixon 2003, 73). Der Leser – und dies gilt insbesondere für die nicht-fiktionale Gattung Autobiographie – „realisiert" den Autor, indem er ihn als solchen in einer außertextuellen Referenz erkennt, ihn an eigene „reale" Erfahrungskontexte anschließt und dadurch als außertextuelle Person wahrnimmt bzw. vorstellt. Dieses Erkennen erfolgt (immer wieder aufs Neue im Akt des Lesens) nicht nur im Anschluss an persönliche Erfahrungskontexte, sondern auch vor dem Hintergrund eines „discourse", der in die „story" als strukturelles Element einfließt (vgl. ebd., 97 ff.).[9] Im Rahmen filmischer Lesarten, die sich auch auf autobiographische Lesarten übertragen lassen, unterscheidet Odin zwischen fiktivisierender Lektüre und dokumentarisierender Lektüre: Es hängt somit vom Zuschauer (oder Leser) ab, wie Filme (Texte) rezipiert werden (vgl. Odin 2006 [1984], 259 ff.). Im autobiographischen Fall ist davon auszugehen, dass die dokumentarisierende gegenüber der fiktivisierenden Lektüre dominiert, nach der es zur „Konstruktion eines als real präsupponierten Enunziators durch den Leser" kommt (vgl. ebd., 263). Das poststrukturalistische Bonmot von Foucault „Wen kümmert's, wer spricht?" am Ende einer diskursanalytischen Dekonstruktion der Kategorie Autor geht somit aus sozialkommunikativer Perspektive an der soziologisch relevanten Fragestellung vorbei (vgl. Foucault 1996, 247). Denn die autobiographische Kommunikation lebt vom Reiz ihrer Subjektivierung bzw. realen Personalisierung des Erzählenden als Person außerhalb des autobiographischen Textes in der Vorstellung des Lesers. Der Leser weist dem autobiographischen Erzähler reale Eigenschaften als konkrete Person zu und authentifiziert seine Erzählung über die Anbindung an eigene Erfahrungskontexte. Leerstellen des Textes werden im Leseprozess gefüllt. Kontingenzerfahrungen werden ausgeschaltet und im Bewusstsein des Lesers zu homogenen und plausiblen Sinneinheiten verdichtet (vgl. Iser 1994, 204 f.). Jedoch ist Vorsicht geboten. Die Plausibilisierung einer rezipierten Lebensgeschichte ist insofern eine Illusion des Lesers, da dieser es lediglich mit einem Text und seinem zeichenhaften Bedeutungs-

9 Peter Wenzel differenziert im Zweiebenenmodell der Erzählkommunikation die Ebene der „story", in der innernarrative Strukturierungen hinsichtlich Handlungen, Raum und Protagonisten vorgenommen werden, sowie „discourse" als Erzähldiskurs, der auf der einen Seite gekennzeichnet ist von der Struktur der Umsetzung als narrative Transformation der „story" und auf der anderen Seite das Medium der Umsetzung wie Buch oder Film reflektiert. (vgl. Wenzel 2004, 15)

system zu tun hat, der Autor lediglich als Texteffekt in der Wahrnehmung des Lesers erscheint. Die gedachte Homologie und Einheitlichkeit, die vorgestellte Kohärenz einer autobiographischen Erzählung ist eine Illusion seitens des Lesers, da ein Text niemals als Ganzes erfasst werden kann (vgl. ebd., 203). Sozialkommunikativ tritt hier, wie Joachim Fischer medientheoretisch formuliert, das „Medium als Bote", als vermittelnde und wahrnehmungskonstituierende Instanz zwischen die Kommunikation eines Autors und seines Lesers (vgl. Fischer 2006). Die kommunikative Beziehung zwischen einem Autor und seinem Leser ist eine durch ein komplexes Mediendispositiv hergestellte, asymmetrische Beziehung unter abwesenden Kommunikationspartnern. Dass die Erfahrungskontexte des Lesers jeweils historisch und gesellschaftlich variieren, abhängig von Zeit und Raum der Lesesituation, bedeutet überdies, dass der Autobiographie nicht ein offener oder latenter Sinn zugrunde liegt, sondern grundsätzlich verschiedene Lesarten denkbar sind. Mit anderen Worten: Die autobiographische Kommunikation funktioniert aufgrund einer Realitätsillusion, die durch narrative Texteffekte hergestellt wird. Jedoch bezieht aus Sicht des Lesers die autobiographische Erzählung gerade durch die vermeintliche Authentizität ihren Reiz. Einschätzung und Bedeutungsgenerierung kann dabei in Abhängigkeit von der zeitlichen und räumlichen Lesesituation variabel sein. Gleichwohl muss kommunikationssoziologisch festgehalten werden, dass diese erkenntnistheoretische Einsicht insofern kommunikationspragmatisch irrelevant zu sein scheint, da die Autobiographie in der gesellschaftlichen Kommunikation als authentisches und reales Medium aufgefasst wird, wie die kontroversen inhaltlichen Diskussionen um zeitgeschichtlich problematisierte Erinnerungsliteraturen der letzten Jahre zeigen. Obwohl Wahrheitsfragen, die Aufdeckung von „Lügen" bzw. das Verschweigen bestimmter Aspekte eines Lebens immer wieder Aufregung provozieren, gilt für die Vielzahl rezipierter Lebensgeschichten wohl immer wieder das Gebot „im Zweifel für den Angeklagten".

Der „autobiographische Pakt" nach Philippe Lejeune (1994 [1975]) ist die weitreichendste sozialkommunikative und rezeptionstheoretische Konzeption zwischen einem Autor und seinem Leser.[10] Dieser basiert auf der behaupteten Identität zwischen dem Autor, dem Erzähler und dem erzählten Protagonisten (vgl. ebd., 14 f.). Diese Identität schmiedet das Band zwischen Autor und Leser; letzterem wird durch verschiedene Elemente in und außerhalb des Textes signalisiert, dass es sich nicht um eine fiktionale, sondern um eine nicht-fiktionale, referentielle Erzählung handelt. Dabei gibt es für praktisch jede literarische Form einen „Lektürevertrag", der sich im Fall der Autobiographie gattungsspezifisch besonders ausgestaltet und in literaturhistorischer Perspektive variiert (vgl. ebd., 49). Als Beispiel hierfür nennt Wulf Segebrecht die autobiographischen Aufzeichnungen Jung-Stillings, die lange Zeit aufgrund fehlender Gattungsbezeichnungen (Paratexte) sowie der Er-Erzählform nicht als Autobiographie gelesen wurden (vgl. Segebrecht 1998 [1969], 159).

Die drei Instanzen der autobiographischen Erzählung werden als personale Einheit über die narrativen Zeitstrukturen Gegenwart-Zukunft und Gegenwart-Vergangenheit

10 Es ist anzumerken, dass Lejeune diese Konzeption vor dem Hintergrund literarischer Werkanalysen entworfen hat. Insofern leitet sich das erste Problem hinsichtlich der Bestimmung einer Autobiographie daraus ab, welche(n) „Stellenwert und Funktion der autobiographischen Texte im Gesamtwerk eines Autors" beizumessen sei (vgl. Lejeune 1994 [1975], 8f.). Inwieweit Autobiographien von Autoren ohne literarischen Hintergrund den autobiographischen Pakt stützen oder modifizieren, kann hier nicht diskutiert werden.

verstanden: Die autobiographisch schreibende Person steht als außertextueller Referent außerhalb der Erzählung in der Rolle des erinnernden und kommunizierenden Akteurs; der Erzähler selbst stellt die allgegenwärtige, körperlose Stimme und rückblickend kommentierende Reflexionsebene innerhalb des Erzähltextes dar; der erzählte Protagonist schließlich ist die dargestellte und lebensgeschichtlich beschriebene Figur in chronologischer oder lose assoziierter Entwicklungsperspektive. Alle drei Instanzen vereinigen sich in einer einzigen Person, die, anders als im Roman, durch die Namensidentität von Autor, Erzähler und Protagonist angezeigt wird (vgl. ebd., 23). Die Zeitlichkeit des Protagonisten entfaltet sich innerhalb der Erzählung als erzählte Zeit, die nicht lückenlos, sondern vielmehr thematisch ausgearbeitet wird. Die tatsächliche Erzählzeit als Schreibvorgang in der Gegenwart bleibt dagegen in der Regel unthematisiert, jedoch wird in Vorworten oftmals darauf Bezug genommen, womit die identitäre Einheit von schreibender Person, Erzähler und Autor unterstrichen wird. Das autobiographische Vertragsverhältnis wird zusätzlich gestützt durch das „Beiwerk des Buches" (Genette), die autobiographischen Paratexte (vgl. Heinze 2007). Obwohl sich die autobiographisch schreibende Person, der Erzähler sowie der Protagonist in einer textuellen Referentialität verbinden, sind innerhalb der autobiographischen Erzählung Differenzen zwischen der Rekonstruktion der Zeitlichkeit des Protagonisten und des Erzählers bzw. der gegenwärtig schreibenden Person hervorzuheben. Während der Protagonist in seiner Lebensgeschichte möglichst erlebnisnah zu jedem Zeitpunkt seiner Geschichte dargestellt und das Erlebte als Ereignis in seiner authentischen Form wiederzugeben versucht[11], ist der Erzähler insofern allwissend, da dieser die bereits reflektierte Erfahrungsinstanz im Erzähltext markiert. Die Referentialität zwischen schreibender Person außerhalb des Erzähltextes und dem (kommentierenden) Erzähler innerhalb des Erzähltextes bleibt dagegen weitgehend unterreflektiert.

Der ‚autobiographische Pakt' ist vor allem von poststrukturalistischer Seite immer wieder kritisiert worden. Der prominenteste Einwand wurde von Paul de Man formuliert, der vor allem die autobiographische Identitätsentsprechung von schreibender Person, Erzähler und Protagonist sowie die prosaische Erzählform als Gattungsbedingungen der Autobiographie für zu eng gefasst hielt (vgl. de Man 1979). Folgenschwer sind die daraus resultierenden Konsequenzen in der Betrachtung autobiographischer Schriften. Denn nach de Man könne anhand eines autobiographisches Textes kaum entschieden werden, welche Anteile fiktional, welche Anteile real seien (vgl. Waldmann 2000, 19). Möglicherweise steckt sogar in der Fiktion als retrospektive Selbstprojektion mehr lebensgeschichtliche ‚Wahrheit' als im Versuch der dokumentarischen Rekonstruktion. Ebenso ist die pragmatische Dimension der ‚Wahrheit' in der Autobiographie zu berücksichtigen (vgl. Heinze 2009a, 70 ff.). Die fiktionalen Elemente autobiographischen Erzählens machen den Umgang mit ihnen jedoch gerade für die empirische Sozialforschung schwer, da allein auf Grundlage des Textes kaum über Fiktionalisierung oder Faktizität objektiv zu entscheiden ist.[12] Eine zusätzliche Schwierigkeit bereitet die permanente historische Bewegung und Verflüssigung der dichotomischen Trennung selbst, in der sich allgemeine Vorstellungen über die Diffe-

11 Nicht selten wird hierzu in der autobiographischen Erzählung die direkte Rede verwendet.

12 Ein instruktives Beispiel stellt hier die nachträglich als erfunden entlarvte Autobiographie von Wilkomirski/Dössecker dar (vgl. Assmann 2006, 144-149).

renz von Fakten und Fiktionen bewegen (vgl. Schabacher 2007, 40 f.). Hinzu kommt mittlerweile das Wissen um autobiographische Gedächtnis- und Erinnerungsprozesse, die eine homologe Entsprechung von Erzählung und Erleben zweifelhaft erscheinen lassen. Günter Waldmann differenziert eine Reihe von autobiographischen Erzählstilen, um die verschiedenen Selbst- und Weltverhältnisse in ihrer Vielfalt aufzuzeigen und damit zu unterstreichen, dass es die Autobiographie nicht gibt (vgl. ebd., 57 ff.). Gerade in den raffinierten autobiographischen Erzählstrategien, wie etwa bei Christa Wolf als bekanntem Beispiel, kommt das lebensgeschichtliche Selbstverhältnis deutlicher zur Geltung als in suggestiven Ich-Erzählungen. Die offenere Bestimmung des Autobiographischen führte in der Folge dazu, dass gegenwärtig von autobiographischem Schreiben gesprochen wird. Dadurch wird der Überzeugung Rechnung getragen, dass Grenzüberschreitungen zwischen fiktionalen und realen Anteilen möglich und beobachtbar sind. Ebenso werden Vorstellungen über vorausgehende Identitäten als homologe Entsprechungen von außertextueller Lebensgeschichte und autobiographischer Erzählung zugunsten einer loseren Entsprechung in Richtung „identitätskonstituierender Leistungen" im Schreiben aufgehoben (vgl. Breuer/Sandberg 2006, 10). Damit bewegt sich die Perspektive weg von der Autobiographie „als Quelle" hin zu ihrer narrativen Eigenlogik.

Ein Vorschlag zur medialen Differenzierung autobiographischer Selbstverhältnisse wird unter dem Begriff „Automedialität" diskutiert (vgl. Dünne/Moser 2008). Mit dieser Neuperspektivierung versprechen sich die Autoren eine stärkere Fokussierung auf die medialen Konstitutionsbedingungen autobiographischer Subjektivität in Schrift, Bild und neuen Medien.[13] Die Wahl des Mediums entscheidet dabei maßgeblich über die Art und Weise, die Möglichkeiten und Grenzen der vermittelten autobiographischen Subjektivität – mehr noch: Sie wird erst durch sie konstituiert.

> Medien sind keine neutralen Träger von vorgängigen, gedächtnisrelevanten Informationen. Was sie zu enkodieren scheinen – Wirklichkeits- und Vergangenheitsversionen – Werte und Normen, Identitätskonzepte – erzeugen sie vielmehr erst. (Erll 2005, 124)

Nach Dünne und Moser muss das Subjekt zur autobiographischen Selbstpräsentation erst aus dem Zustand des „Bei-sich-Seins" heraustreten und in die Exteriorität eines Mediums eintreten. Somit kommt es zu medialen Transformationen, die sich für Schrift, Bild und Film anders ausgestalten lassen und zu unterschiedlichen Selbstkonzeptualisierungen führen:

> Es gibt kein Selbst ohne einen reflexiven Selbstbezug, es gibt keinen Selbstbezug ohne den Rekurs auf die Äußerlichkeit eines technischen Mediums, das dem *Individuum einen Spielraum der ‚Selbstpraxis' eröffnet In diesem Sinne* postuliert das Konzept der Automedialität ein konstitutives Zusammenspiel von medialem Dispositiv, subjektiver Reflexion und praktischer Selbstbearbeitung. (Dünne/Moser 2008, 13)

13 Vgl. zur automedialen Differenzierung in Schrift, Bild und Film am Beispiel Mein Leben von Marcel Reich-Ranicki: Heinze 2009b.

Vor allem über das mediale Dispositiv wird der ‚autobiographische Pakt' erneut diskutabel, was für die „wahrnehmungsnahen Zeichen" (Sachs-Hombach) des Bildes umso mehr gilt. Erste empirische Untersuchungen zur ‚visuellen Autobiographie' im Horizont automedialer Selbstkonstitutionen liegen bereits vor (vgl. Kittner 2009).

Während die theoretischen wie methodischen Debatten um den Status der Autobiographie hin zur Anerkennung offenerer Gattungsgrenzen geführt haben, kann von einem Ende der Autobiographie selbst keine Rede sein. Trotz aller berechtigten Einwände und erkenntnistheoretischen Anfragen bleibt Lejeunes autobiographischer Pakt insofern wirksam, als Autobiographien als solche nach wie vor beim Leser hoch im Kurs stehen und diese auch als solche gelesen werden. Auch wenn autobiographische Schreibexperimente zur Überzeugung geführt haben, dass autobiographisches Schreiben gerade erst die komplizierten Selbstverhältnisse als Prozess der Selbstannäherung aufzudecken in der Lage sei, so ist das Ergebnis als autobiographische Publikation doch etwas, das als solches vom Leser wahrgenommen wird. Daran können auch die offeneren autobiographischen Erzählstile nichts ändern, vielmehr weisen sie auf eine erhöhte Sensibilisierung im Umgang mit sich selbst hin – und dies wird offensichtlich auch vom Leser erkannt, ohne dadurch die Autobiographie zu verabschieden.

3. Die Autobiographie aus Sicht der soziologischen Biographieforschung

Eine Anmerkung Hans-Georg Soeffners aus dem Jahr 1979 scheint im Licht der gegenwärtigen Beschäftigung mit Autobiographien sowohl in Bezug zu den Literaturwissenschaften wie auch zur soziologischen Biographieforschung aktueller denn je:

> *(...) Wie die Sozialwissenschaften die Zeichen-* und Sprachqualität sozialen Handelns so verloren die Literatur- *und ‚Textwissenschaften' die Handlungs*qualität und die interaktive Funktion der Sprache aus dem Blick. (Soeffner 1979, 328)

Soeffner spielt damit auf das in Teilen enge Verhältnis von Sozial- und Literaturwissenschaften an (Literatur-/Text- als Sozialwissenschaft, Sozialwissenschaft als Literatur-/Textwissenschaft), das in der gegenwärtigen soziologischen Biographieforschung theoretisch-methodologisch verloren gegangen bzw. ziemlich einseitig auf mündliche Quellen reduziert zu sein scheint. Durch die Konzentration auf mündliche Quellen entstehen, wie Kauppert bezüglich der Bestimmung des Gegenstandes der Biographieforschung treffend bemerkt, Unschärfen, die durch die Hintergrundannahmen der einzelnen Methodologien verdeckt werden (vgl. Kauppert 2010, 78 ff.). Die einseitige Konzentration auf mündliche Quellen in theoretischer Hinsicht verengt meiner Auffassung nach den Blick für die Problematiken der (medialen) Selbstpräsentation – und damit auch den erkenntnistheoretischen Blick für die Komplexität und Problematik des Zugangs zu sich und „seiner" Vergangenheit selbst. Dabei war die sozialwissenschaftliche Auseinandersetzung mit schriftlichen autobiographischen Dokumenten ein wesentlicher Schritt bei der Herausbildung einer lebensgeschichtlichen Forschungsperspektive in der qualitativen Sozialforschung. Jedoch wurde die Autobiographie als eigene literarische Gattung und in ihren kommunikativen Konstitutionsbedingungen soziologisch nicht näher beleuchtet und gegen andere Quellen abgegrenzt. Die Geschichte der soziologischen Biographieforschung ist seit den 1980er Jahren zuneh-

mend eine Geschichte der Professionalisierung mündlich erzählter Lebensgeschichten, so dass die Beschäftigung mit Autobiographien als eigene öffentlichkeitsadressierte Kommunikationsform in den Hintergrund rückte. Dies ist bis heute der Fall.

Autobiographische Aufzeichnungen bildeten seit den 1920er Jahren einen zentralen Bestandteil sozialwissenschaftlicher Forschungen. Thomas' und Znanieckis frühe biographische Untersuchungen zu den Lebensbedingungen des polnischen Bauern in den USA und in Polen griffen auf schriftlich verfasste Lebensberichte zurück, von denen sie sich die Erhellung sozialer Prozesse aus subjektiver Perspektive erhofften (vgl. Fuchs-Heinritz 2000, 86 ff.). Selbstzeugnisse wurden als Abbilder der Wirklichkeit verstanden, aus denen sich unter Abzug des individuellen Faktors verallgemeinernde Rückschlüsse auf gesellschaftliche Prozesse ziehen ließen. Die Entstehungsbedingungen der Autobiographie Wladeks, die als Grundlage der Untersuchungen Thomas/Znanieckis diente, waren jedoch gänzlich anders motiviert, als dies bei der literarischen Gattung Autobiographie der Fall ist: Wladek erhielt für die Abfassung ein Geldversprechen, die spätere Publikation von Thomas/Znaniecki ist orthographisch verbessert worden. Der schriftliche Lebensbericht selbst wurde durch Informationen und Kommentare erweitert, Fußnoten machten auf Lücken, Anmerkungen auf ungewöhnliche Situationsdeutungen aufmerksam (vgl. ebd., 89). Das sozialkommunikative Beziehungsgeflecht sowie die Anschlusskommunikationen autobiographischer Erzählungen lassen sich bereits an diesem Fall deutlich erkennen.

Auch die Forschungen der Chicagoer Schule griffen, angeregt von den frühen biographischen Studien Thomas/Znanieckis, auf schriftliche Zeugnisse in Form von Leserbriefen, Auszügen aus Autobiographien, Briefen, Selbstzeugnissen u.ä. zurück (vgl. ebd., 93 ff.). Diese Zeugnisse wurden in Materialanalysen begleitet von teilnehmender Beobachtung und Befragungen. Die Befragten kamen meist aus sozial unterprivilegierten Bevölkerungsschichten. Die gegenüber diesen Schichten bestehenden Diskriminierungen und Vorurteile sollten durch Selbstauskunft der Betroffenen abgebaut werden. Auch hier diente das biographische Material als Grundlage und Spiegelbild zur Aufdeckung sozialer Prozesse, letztlich galten sowohl schriftliche wie mündliche Zeugnisse als gleichberechtigte Quellen.

Der Psychologe G. W. Allport verteidigte in den 1940er Jahren die Auswertung von personal documents gegen die „Objektivisten" und Positivisten in der Sozialforschung, die die subjektive und einzelfallorientierte Perspektive biographischer Zeugnisanalysen kritisierten. Dabei bezog er sich vor allem auf die Psychologie des Lebenslaufs (Bühler) und die kulturpsychologischen Tagebuchforschungen von Siegfried Bernfeld (vgl. ebd., 99 ff.). Während bei Thomas/Znaniecki die methodologische Perspektive noch wenig ausgeprägt war, finden sich bei Allport bereits methodische Fundierungen der subjektiven Perspektive in Abgrenzung zu quantitativen Untersuchungsmethoden, die auf Gesetzmäßigkeiten und Regeln der statistisch großen Zahl unter Absehung der jeweiligen Individualität abhoben. Jedoch finde sich bereits bei Thomas/Znaniecki ein wichtiger Kerngedanke der modernen Soziologie. Die weitreichende Annahme, dass weniger Autorität, Gehorsam und die Einhaltung vorgegebener Werte und Normen kennzeichnend für moderne Gesellschaften seien, sondern vielmehr Multiperspektivität und Pluralität die Grundstruktur bildeten, ist hier bereits angelegt (vgl. ebd., 103). Diese Annahme ist im Rahmen öffentlichkeitsorientierter, autobiographischer Kommunikationen vor dem Hintergrund erinnerungskultureller Auseinandersetzungen umso zentraler, da über sie nicht nur einzelne Lebensge-

schichten in ihrem zeitgeschichtlichen Kontext verhandelt, sondern in diesen (kontroverse) Perspektivierungen bereits vorgenommen und zum Ausdruck gebracht werden.

Diese sozialkommunikative Funktion autobiographischen Schreibens lässt sich noch einmal exemplarisch am polnischen Beispiel nachvollziehen, da hier autobiographischen Schriften eine hohe Bedeutung in der öffentlichen Kommunikation beigemessen wurde. Jedoch ist das spezifische Zustandekommen der autobiographischen Zeugnisse zu berücksichtigen, die durch Aufruf aus wissenschaftlichen Kreisen und nicht aus eigenen Motiven produziert worden waren:

> Charakteristisch für die polnische Traditionslinie der biographischen Forschung ist, wenigstens für die Jahre ab 1930, daß sie über die Diskussionskreise der wissenschaftlichen Fachgemeinschaften hinausgreift und Teil literarischer, kultureller und journalistischer Diskurse wird. Gedruckte Autobiographien von Bauern und Arbeitern werden fast zu Bestsellern, erhalten trotz ihrer oft mangelhaften schriftsprachlichen Korrektheit Lob und Anerkennung in führenden Kulturzeitschriften. In Polen entsteht eine Bereitschaft, die Probleme der Gesellschaft über das Medium von autobiographischen Dokumenten aus dem Volk zu diskutieren**.** [Hervorhebung C.H.] (Fuchs-Heinritz 2000, 105)

Der Grund dieses „‚Enthusiasmus' für die Autobiographie" wird von Markiewicz-Lagneau dadurch erklärt, dass die unteren Sozialschichten nach jahrhundertelangen Unterdrückungen gesellschaftlich zu Wort kommen wollten (Fuchs-Heinritz 2000, 105).

In Deutschland wurden in den 1930er Jahren Einwände gegen die sozialwissenschaftliche Auseinandersetzung mit Arbeiterautobiographien erhoben. Der Literaturwissenschaftler Wolfgang Emmerich hat zu den schriftlich niedergelegten proletarischen Lebensläufen von der Frühzeit bis 1945 eine umfangreiche Anthologie vorgelegt. (Emmerich 1974/75) Autobiographisch schreibende Arbeiter wurden in der damaligen sozialwissenschaftlichen Diskussion als nicht repräsentative Einzelfälle abgetan und wenig beachtet. Autobiographisches Schreiben entspräche, so die damalige Kritik, nicht der Lebensauffassung von Arbeitern, es handele sich vielmehr um politische Memoiren ihrer Führer, die Texte seien politisch gefärbt und stellten Anklagen gegenüber ihrer Umwelt dar; schließlich seien sie zu verschiedenen Zeitpunkten entnommen, so dass sie kein konkretes Bild ihrer Klasse darzustellen vermögen (vgl. Fuchs-Heinritz 2000, 106 f.). Sozialkommunikative Impulse zur breiteren gesellschaftlichen Auseinandersetzung mit sozialen Fragen konnten Arbeiterautobiographien zu dieser Zeit offensichtlich anders als in Polen nicht geben.

In den Erziehungswissenschaften wurden autobiographische Dokumente dagegen zumeist für illustrative Zwecke verwendet, ohne weitergehende methodische Überlegungen anzustellen. In der Jugend- und Familiensoziologie dienten Auszüge aus Tagebüchern u.ä. der exemplarischen Darstellung von Lebensverläufen aus Sicht der Betroffenen. Seit Beginn der technischen Möglichkeiten zur Aufzeichnung mündlicher Interviews mittels Tonbandgeräte in der soziologischen Biographieforschung (was selbst einmal Wert wäre, medientheoretisch beleuchtet zu werden), sind die Analysen schriftlicher Zeugnisse und damit auch methodische und theoretische Erwägungen in Bezug auf autobiographische Erzählungen und deren Textualität in den

Hintergrund des Forschungsinteresses getreten. Die Textualität des (Auto-)Biographischen beruht seitdem allein auf den verschriftlichten Transkriptionsmanuskripten eines Biographieforschers, nicht auf der Niederschrift durch eine autobiographisch reflektierende und erzählende Person selber. Neben der schriftlichen Autobiographie werden auch auditive, visuelle und audiovisuelle Entwicklungen autobiographischer Kommunikationsformen bis heute soziologisch kaum in ihren methodischen und theoretischen Dimensionen reflektiert – was mittlerweile die Film- und Kulturwissenschaften übernommen haben. Die personal documents sind bis auf wenige Ausnahmen aus der theoretischen wie methodischen Diskussion verschwunden.[14]

> Im Vergleich zu den älteren Arbeiten benutzt biographische Forschung heute vor allem das Interview zur Produktion des Datenmaterials. Mit dieser Wende im Erhebungsverfahren und im Charakter des Materials hat die frühere Konzentration auf personal documents, auf bereits geschriebene biographische Zeugnisse (Briefe, Tagebücher, Familiengeschichten, Autobiographien), an Bedeutung verloren. Der Begriff persönliche Dokumente wird in letzter Zeit kaum noch verwendet. (Fuchs-Heinritz 2000, 120)

Die stärkere Auseinandersetzung mit literarischen Autobiographien wird vermutlich auch deshalb umgangen, da narrative Strategien autobiographischer Erzählungen auf Gestaltungsformen beruhen, die einen Zugang mit den Methodologien mündlicher Auswertungsverfahren kaum zu leisten in der Lage sind. Ebenso wenig ergibt sich die Möglichkeit des Nachfragens. Ein weiteres Problem stellt der Umfang geschriebener Autobiographien dar. So treten Zugangsweisen und Verständnis des (Auto-)Biographischen im Vergleich zwischen Literaturwissenschaften und den biographisch orientierten Sozialwissenschaften spätestens seit den 1970er Jahren auseinander. Durch zusätzlichen Druck aus den quantitativen Sozialwissenschaften und in Konkurrenz zu diesen resultieren forschungspragmatische Verfahrensweisen, die relativ rigide an den eigenen Methodologien wie dem narrativen Interview festhalten lassen (vgl. Fuchs-Heinritz 2000, 121), obwohl gerade in den Literaturwissenschaften differenzierte Interpretationsweisen und Theorien zu finden sind, die sich im Rahmen autobiographischer Forschungen herausgebildet und etabliert haben (vgl. Wagner-Egelhaaf 2005, 20 ff). Vor allem die Auseinandersetzungen mit poststrukturalistischen Ansätzen, die seit Roland Barthes, Jacques Derrida, Paul de Man oder Michel Foucault in der literaturwissenschaftlichen Autobiographieforschung intensiv diskutiert wurden, ist in der deutschsprachigen soziologischen Biographieforschung, als deren prominenteste Vertreter Fritz Schütze, Gabriele Rosenthal und Ulrich Oevermann gelten, bislang kaum erfolgt. In jüngster Zeit erfolgte jedoch eine Öffnung hin zu diskursanalytischen Verfahren sowie Auseinandersetzungen mit dem radikalen Konstruktivismus (vgl. Völter/Dausien/Lutz/Rosenthal 2009).

Literarische und auch dokumentarische Texte, zu denen Autobiographien und ihre Untergattungen wie Memoiren, Tagebücher, Briefe etc. zählen, spielen zwar als empirische Quelle soziologischer Biographieforschung eine gewisse Rolle, eine Verortung

14 Gerhard Riemann etwa hat sich mit dem Tagebuch Suicide von Ruth Shlone Cavan auseinander gesetzt, einem frühen autobiographischen Dokument, das im Rahmen der Chicagoer Schule entstanden ist. Die Analyse beruht auf Auswertungsverfahren des narrativen Interviews, auf Verfahren also, die zur Auswertung mündlich generierter Quellen entworfen wurden (vgl. Riemann 2007).

als biographisches Kommunikationsformat sowie die Frage nach der Subjektivität des Autors, Erzählers und Protagonisten fehlt indes. Vorwiegend wird in der soziologischen Biographieforschung stark gegenwartsorientiert gearbeitet, eine verallgemeinernde oder gar historische Kontextualisierung fehlt indes in vielen Arbeiten, wie Rosenthal bemerkt (vgl. Rosenthal 2009, 47). Das erzählende und erinnernde Subjekt gilt als autonomer Experte der eigenen Lebensgeschichte, ohne diesen in seinen historischen und gesellschaftlichen Selbstbezügen bzw. im Horizont autobiographischer Gedächtnisleistungen gerade über die Art und Weise des Erzählens genauer zu problematisieren.[15]

Aus mediensoziologischer Perspektive weist Ruth Ayaß darauf hin, dass mittlerweile fast 90% aller qualitativ orientierten Sozialforschungen auf der mündlichen Befragung bzw. dem narrativen Interview beruhen (vgl. Ayaß 2006, 63). Für die gegenwärtige soziologische Biographieforschung gilt, dass das narrative Interview das zentrale Erhebungsinstrument darstellt.[16] Entsprechend fokussiert sind auch die theoretischen wie methodischen Lehrbücher zu dieser Form der mündlichen Generierung von Lebensgeschichten und deren Auswertung (vgl. exemplarisch Küsters 2009; Rosenthal 2005; aus Sicht der methodisch angrenzenden Oral History vgl. exemplarisch Charlton/Myers/Sharpless 2008). Dies hat zur Folge, dass biographische Kommunikationsformate weder in ihrem Zustandekommen noch in ihren medialen Entstehungsbedingungen, ihrem konstitutiven Aufbau ebenso wenig wie in ihren Adressierungen und Rezeptionsbedingungen, ihrem kommunikativen Umfeld theoretisch angemessen untersucht werden; ebenso wenig lassen sich die Auswertungsmethoden mündlicher Quellen problemlos auf andere biographische Kommunikationsformate übertragen bzw. bedürfen einer weitergehenden theoretischen Fundierung. Im Zusammenhang qualitativer biographischer Sozialforschung herrscht somit eine gewisse „Medienblindheit“ (vgl. dazu Bergmann 2006, 32), die im Rahmen soziologischer Biographieforschung zu Leerstellen hinsichtlich des Zustandekommens und des Kommunikationsumfelds schriftlicher, visueller und audiovisueller (Auto-)Biographieformate führt. Darüber hinaus wird dem unterschiedlichen Zeichencharakter autobiographischer Repräsentationsformen von abstrakter Schriftlichkeit zum wahrnehmungsnahen Bild kaum Rechnung getragen. Diese Leerstellen werden erst allmählich zu schließen versucht (vgl. Flick 2007, 279 ff.), ohne jedoch die ästhetische Qualität als aussagekräftigen Eigenwert von Schrift, Bild und Film zu berücksichtigen; vielmehr werden auch andere Medien als Quellen einer hinter der Repräsentation liegenden Wirklichkeit verstanden.

Die fehlenden methodisch-erkenntnistheoretischen Differenzierungen verschiedener (Auto-)Biographieformate werden bereits in der unscharfen Verwendung des Begriffs Autobiographie oder autobiographisch deutlich. Fuchs-Heinritz weist zu Recht darauf hin, dass dieser Begriff literaturwissenschaftlich besetzt sei und somit

15 Zu den Ergebnissen autobiographischer Gedächtnisforschung vgl. etwa Pohl 2007 und Markowitsch/Welzer 2006. Diese Ergebnisse sind gerade vor dem Hintergrund narrativer Selbstverhältnisse, wie sie sich in verschiedenen autobiographischen Erzählstilen äußern, eine fruchtbare Ergänzung.

16 In Gabriele Rosenthals Einführung zur interpretativen Sozialforschung findet sich kein Hinweis auf einen differenzierten Umgang mit schriftlichen autobiographischen Texten, die nicht auf einem Transkriptionsverfahren des narrativen Interviews beruhen. Vielmehr wird unterschiedslos behauptet, dass schriftliche wie mündliche Quellen einer sequentiellen Analyse unterworfen werden können (vgl. Rosenthal 2005, 71).

unzulässig auf die „autobiographische (Stegreif-)Erzählung“ (Schütze), deren Ausgangspunkt das narrative Interview bildet, übertragen werde (vgl. Fuchs-Heinritz 1999, 6 f.). Auch wenn sich gemeinhin der Begriff autobiographisch für sämtliche lebensgeschichtliche Selbsterzählungen durchgesetzt hat, kann einer autobiographischen Erzählung prinzipiell kein mündliches Interview zugrunde liegen, da ein wesentlicher Faktor in der folgenden etymologischen Bestimmung nicht erfüllt ist: „auto“ (seiner, ihrer selbst), „bios“ (Leben, Lebenszeit) und „graphein“ (ritzen, malen, schreiben) (vgl. Wagner-Egelhaaf 2005, 8) – der mündlichen Erzählung fehlt das schreibend erzählende, kommunizierende, einen Leserkreis adressierende Autorsubjekt und dessen systematische Differenzierungen in Autor, Erzähler und Protagonist. Schon allein die intentionalen, präsupponalisierbaren Umstände, sich lebensgeschichtlich in der Öffentlichkeit zu äußern, sind in der Autobiographie andere als im narrativen Interview. Autobiographie als biographisches Kommunikationsformat bedeutet demnach, dass eine Person selbst über ihr Leben schreibt – ein sozialkommunikativer (Sprech-)Akt[17], der dagegen im narrativen Interview bekanntlich vom Interviewer oder Biographieforscher aus einem völlig anderen Kommunikationskontext heraus generiert wird und nach bestimmten Transkriptionsregeln vorgenommen wird. In diesem Prozess der Transkription kommt es bekanntlich immer wieder zu Interpretations- und Transformationsschwierigkeiten des gesprochenen/gedachten Worts/Sinns des Interviewten in eine schriftliche Form (vgl. Küsters 2009, 73 ff.). Nicht der Befragte, sondern eine dritte Person fertigt demnach die schriftliche Transkription eines durch ein Diktiergerät o.ä. festgehaltenen Interviews an – mit allen „Übersetzungsschwierigkeiten“, die sich daraus ergeben (vgl. dazu Mazé 2008, 237 ff.). Ein auf mündlichen Aussagen beruhender lebensgeschichtlicher Text weist intern andere Merkmale auf als ein schriftlich verfasster. Während darüber hinaus im narrativen Interview das angesprochene Gegenüber durch den Interviewer im Interaktionsprozess anwesend ist (worüber im Zweifelsfall Protokoll geführt werden kann), ist das adressierte Gegenüber im Fall autobiographischen Schreibens eine mehr oder weniger unspezifizierte Öffentlichkeit in Form eines projektierten autobiographischen Lesers. Zudem ist der zeitliche Aspekt zentral: Während das biographische Interview in der Regel in einer zeitgleichen, nach außen hin geschlossenen Situation stattfindet – Interviewer und Interviewter befinden sich in einer direkten kommunikativen Interaktionssituation, in der Mimik, Gestik etc., d. h. auch die körperliche Präsenz, eine große Rolle spielen –, gilt dies für die autobiographische Kommunikationssituation keineswegs. Die imaginative Anwesenheit des Autors durch den autobiographischen Erzähltext, die durch den Bildkorpus gestützt wird, ist rein projektiver Wahrnehmungsakt. Sie wird zudem über die Paratexte des autobiographischen Buches verstärkt, und immer wieder neu durch den jeweiligen Rezeptionskontext gerahmt.

Die soziologischen Biographieforschungsmethoden scheinen noch aus einer Reihe weiterer Gründe schwer übertragbar auf die literarische Gattung Autobiographie zu sein. Fritz Schütze formuliert zur Methodologie der „autobiographischen Stegreifer-

17 Autobiographisches Schreiben ist eine sozialkommunikative, intentional gerichtete Handlung, die sowohl einen Autor wie auch einen Leser benötigt. Selbst posthum veröffentlichte autobiographische Schriften zeigen, dass der prospektierte Leser nicht nur implizit, sondern in der Regel offen angesprochen bzw. in den Erzählfluss integriert wird. Texte benötigen, so lässt sich rezeptionstheoretisch folgern, für ihre Realisierung immer ein angesprochenes Gegenüber: „Sprache richtet sich primär immer an den anderen und Sprache ist das, was ich mit den anderen teile“ (Raible 1999, 17).

zählung", dass diese unvorbereitet zu erfolgen habe, um die „Wirksamkeit der Zugzwänge des Stegreiferzählens" als narrative Verlaufsformen zu bewahren (vgl. Schütze 1984, 78 und Schütze 1982). Der Interviewte sollte „keine kalkulierte, vorbereitete bzw. zu Legitimationszwecken bereits oftmals präsentierte Geschichte zur Erzählfolie" entfalten (vgl. Schütze 1984, 78). Demgegenüber lässt sich für die Autobiographie gar nicht sagen, in welchen tatsächlichen Zeitfenstern und unter Zuhilfenahme welcher anderen Medien wie Tagebuch oder Fotografie diese entstanden ist[18], ebenso fehlt die Spontanität des Erzählens, ganz zu schweigen von den Unterschieden gesprochener Sprache und schriftlicher (und vielfach redigierter) Texte. Die Zugzwänge des Erzählens kommen somit in der autobiographischen Erzählung nicht zum Tragen, die literarischen Kniffe in autobiographischen Erzählungen dienen oftmals nicht nur der inhaltlichen Darstellung, sondern auch der Frage nach dem „Wie" der Erinnerung. Darüber hinaus ist das angesprochene Gegenüber, der Kommunikationspartner, in der Autobiographie ein gänzlich anderer als im narrativen Interview: Während autobiographisches Schreiben grundsätzlich an einen unspezifizierten Leserkreis in der Zukunft gerichtet ist, der gleichwohl als „implizierter Leser" (Iser) bereits in der Erzählung zum prospektiven Bestandteil des produzierten Textes wird, erfolgt das narrative Interview klassischerweise in einer direkten face-to-face-Interaktionssituation, in der der Interviewer als Auslöser und Generator der lebensgeschichtlichen Erzählung fungiert. Die wenigsten Befragten der soziologischen Biographieforschung werden zu denjenigen zählen, die eine Autobiographie publizieren.

Aus dem Paradigma der Spontanität und Unmittelbarkeit „autobiographischer Stegreiferzählungen" ergeben sich für die soziologische Biographieforschung methodische Auswertungsverfahren, die nicht nur in der Übertragung auf die Autobiographie angesichts deren literarischen Charakters problematisch erscheinen, sondern auch vor dem Hintergrund einer Quellen- als Subjektkritik hinsichtlich neuerer Erkenntnisse aus den Neurowissenschaften kritisch zu hinterfragen wären. So vertritt Rosenthal im Anschluss an Schützes Textanalyse und Oevermanns „Objektiver Hermeneutik" einen fallrekonstruktiven Zugang zur Auswertung biographischen Materials, der es erlaube, „erlebte und erzählte Lebensgeschichte" sequentiell und feinanalytisch auszuwerten bzw. im transkribierten Text voneinander zu differenzieren (vgl. Rosenthal 2005, 173 f.; dazu auch Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997, 133 ff.; Rosenthal 1995). Während Fritz Schützes Methodologie in einem homologen Entsprechungsverhältnis von Erfahrungsaufbau und Erzählung verharrt, gerät Rosenthals Ansatz in einen methodologischen Dualismus, der allein auf der selbst erzeugten Textgrundlage eines Interviewtranskripts kaum zu lösen ist. Grundlage des Auswertungsverfahrens nach Schütze sind die Paradigmen des Stegreiferzählens. Rosenthal ergänzt diese für ihre Differenzierung in „erzählte und erlebte Lebensgeschichte" um die „objektive Hermeneutik" im Anschluss an Ulrich Oevermann (vgl. Kauppert 2010, 17 ff.). Dies bedeutet nichts anderes, als prinzipiell an einer referentiellen Entsprechung von gegenwärtiger Erzählung und vergangenen Erlebnissen festzuhalten, die sich im Zeitpunkt des Interviews narrativ realisieren, auch wenn auf die Möglich-

18 So weist beispielsweise der ehemalige Leiter des DDR-Aufbauverlags, Walter Janka, in seinem autobiographischen Vorwort darauf hin, dass an eine Veröffentlichung seiner Autobiographie erst nach 1989 zu denken war. Lange Zeit lagen seine autobiographischen Aufzeichnungen als Manuskript in seiner Schublade, bevor es nach dem Fall der Mauer zu einer erneuten Überarbeitung und schließlich zur Veröffentlichung kam (vgl. Janka 1991, 9).

keit der „Verformung von Erinnerungen“ und damit auf die zwingende Gegenwarts- und Kontextabhängigkeit des Erzählten hingewiesen wird (vgl. Rosenthal 1995, 84). Der Gegenwartsbezug der Erzählung wird in der sozialen Handlungsorientierung gesehen, die sich aus der biographischen Erfahrung ergibt. Die Gegenwart als Zeitpunkt des „Wie“ der autobiographischen Erzählung, die diskursive Rahmung als äußere Fassung, in die eine Erzählung eingebettet ist, wird dagegen nicht berücksichtigt.

Das sequentielle Auswertungsverfahren der autobiographischen Stegreiferzählung macht jedoch nur Sinn, wenn eine biographische Erzählsituation vorliegt, die sich zu einem Zeitpunkt realisiert, d.h. im Zeitpunkt des narrativen Interviews. Ist diese zeitliche Homogenität von Interviewsituation und Erzählung im Sinne des „Stegreifs“ nicht gegeben, wie es wohl für die meisten Produktionsprozesse von Autobiographien gilt, so ist eine sukzessiv-rekonstruktive Auswertung aufgrund des Fehlens eines grundsätzlichen Paradigmas nicht sinnvoll. Trotz vielfacher Kritik wird so aus biographiewissenschaftlicher Sicht nach wie vor am rekonstruktiven Nacherleben in der Erzählung, an dem „Verdacht der homologen Entsprechung“ von Gegenwart und Vergangenheit festgehalten (vgl. dazu die Ausführungen bei Küsters 2009, 32 f.). Die „Reproduktion von Erfahrungsaufschichtungen“ in der Erzählung scheint vor dem Hintergrund kultureller Gedächtnistheorien ebenso wenig Sinn zu machen (vgl. ebd., 33). Das Sprechen über die Vergangenheit ist kein autonomer Akt, sondern erfolgt immer zu ganz bestimmten Zeitpunkten unter ganz bestimmten soziokulturellen Bedingungen in bestimmten sozialen, kulturellen und politischen Kategorien, deren Rahmungen sich im Verlauf erinnerungskultureller Wandlungsprozesse verändern können – womit auch die individuelle Erinnerungsarbeit zu einem anderen Zeitpunkt eine andere Form und Bewertung annehmen kann. Wir rekonstruieren also niemals die Vergangenheit, wie sie gewesen ist, sondern lassen sie im Licht der Gegenwart erscheinen: Wir machen uns in sozialkommunikativen Austauschprozessen und erinnerungskulturellen Horizonten ein Bild von ihr (vgl. Jureit/Schneider 2010, 56). Individuelles wie kollektives Erinnern sind sich durchdringende Akte der Kommunikation, insofern müssen sie kontextualisiert werden. Aktuelle, entessentialisierte Gedächtnis- und Erinnerungstheorien fokussieren deshalb auch eher auf das Wie und die zeitspezifischen Kontexte des Erinnerns als auf das ontologische Was des Erinnerten. Das Problem biographischer Methodologien scheint darin zu liegen, dass diese sich allzu beharrlich gegen eine zu starke Kontextualisierung und Theoretisierung ihres Gegenstandes stellen, um dem methodologischen Paradigma der „Offenheit“ gerecht werden zu können (vgl. Rosenthal 2005, 48). Ein stärker gegenstandsorientierter Theorie- und Kontextansatz müsste keineswegs in deduktive Verfahren und damit in Überprüfungsversuche oder Falsifizierungen einer unumstößlichen Fragestellung münden, was im Offenheitsparadigma interpretativer Sozialforschung streng abgelehnt wird, sondern würde vielmehr das grundsätzliche Postulat nach Interdisziplinarität der soziologischen Biographieforschung tatsächlich einlösen und nicht einer methodologischen Engführung unterwerfen. Angrenzende Fachdisziplinen wie die Literatur- und Kulturwissenschaften und die Geschichtswissenschaften sowie innerdisziplinäre soziologische Ansätze wie etwa die Medien-, Kommunikations-, Kultur- oder Wissenssoziologie halten sowohl empirische wie theoretische Befunde bereit, die es für die soziologische Biographieforschung in der Zukunft fruchtbar zu machen gilt.

Es ließen sich weitere methodisch-erkenntnistheoretische Problematiken sozialwissenschaftlicher Biographieforschung bezüglich der soziologischen Betrachtung von Autobiographien anbringen. Die Professionalisierung soziologischer Biographieforschung, so muss kurz zusammenfassend geschlossen werden, ist bislang eng verbunden mit der Professionalisierung mündlicher Erhebungs- und Auswertungsmethoden. Dies schließt auf der theoretisch-methodologischen Reflexionsebene sämtliche biographische Kommunikationsformate aus, die anderen kommunikativen Strukturen und ästhetischen Gestaltungsprinzipien folgen. Die kommunikativen Interaktionssituationen, wie sie für das narrative Interview detailliert untersucht worden sind, müssen für andere Formate noch ausbuchstabiert werden. Um autobiographische Kommunikationen soziologisch an öffentliche Diskurse – wie sie in diesem Heft am Beispiel öffentlicher Auseinandersetzungen über zeitgeschichtliche Erfahrungen und erinnerungskulturelle Diskurse diskutiert werden – anschlussfähig zu machen, bedarf es meiner Auffassung nach einer kommunikationssoziologischen Fundierung der Autobiographie als öffentlichkeitsorientierte Erzählformat.

4. Sozialphänomenologische Kommunikationstheorie – die Autobiographie als sozialkommunikative Gattung im Horizont erinnerungskultureller Vergangenheitsverarbeitungen

> Lange haben diese Papiere unter Verschluß geruht; wohl ein Jahr lang hielten Unlust und Zweifel an der Ersprießlichkeit meiner Unternehmung mich ab, in treusinniger Folge Blatt auf Blatt schichtend, meine Bekenntnisse fortzuführen. Denn obgleich ich auf den vorstehenden Seiten mehrfach versichert habe, daß ich diese Denkwürdigkeiten hauptsächlich und in erster Linie zu meiner eigenen Unterhaltung und Beschäftigung aufzeichne, so will ich nur auch in diesem Betreff der Wahrheit die Ehre geben und freimütig eingestehen, daß ich insgeheim und gleichsam aus dem Augenwinkel beim Schreiben doch auch der lesenden Welt einige Rücksicht zuwende und ohne die stärkere Hoffnung auf ihre Teilnahme, ihren Beifall wahrscheinlich nicht einmal die Beharrlichkeit besessen haben würde, meine Arbeit nur bis zum gegenwärtigen Punkt zu fördern. (aus: Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull: Mann 1954, 75)

> Wenn ich mich heute selber, aus meinem eigenen Gesichtspunkt vorstellen soll, so kann sich die relative Eindeutigkeit der Perspektive für das, was man erstrebt hat, nur aus dem Fortgang der Zeit ergeben, im Rückblick auf die innere Folgerichtigkeit der zufälligen Begegnungen und der aufeinander folgenden Schritte, die man bei allen Um- und Abwegen einen Lebenslauf nennt. (Löwith 1989 [1959], 146)

Der Begriff „Sozialkommunikation“ ist zur soziologischen Charakterisierung autobiographischen Schreibens und Erzählens schon mehrfach gefallen. Sozialkommunikation bezieht sich auf die Art und Weise, wie Gesellschaften zur Findung sozialer Problemlösungen miteinander in der Öffentlichkeit kommunizieren (vgl. Luckmann 1980). Dazu bedienen sich die Gesellschaftsakteure bestimmter Genres und Gattungen. Diese umfassen insgesamt den kommunikativen Haushalt einer Gesellschaft in

schriftlicher und mündlicher Form, wobei beide Formen und ihre innerstrukturellen Kommunikationsbedingungen voneinander zu unterscheiden sind:

> *Genres are the ‚conventions of discourse' which signal how the reader or li*stener should interpret the words. But there is a crucial difference in this respect between literary genres, where the author and reader do not have to have any social connection, and oral genres, in which the time, the place, the occasion, the accompaniments such as music, the audience and the status of the teller are all essential to genre. (Chamberlain/Thompson 2004, 10)

Autobiographische Erzählungen gehören elementar zu diesem kommunikativen Verständigungshaushalt dazu. Sie behandeln nicht nur die Bewältigung individueller Lebenserfahrungen und Darstellung von Lebensmustern, sondern sie erstrecken sich weiter auf Generationen und gesellschaftliche Kontexte hinsichtlich der Frage, wie zu einem gegebenen Zeitpunkt mit kollektiven Vergangenheiten umgegangen wird. Neben der Autobiographie finden sich weitere angrenzende Genres als Erinnerungs- und Erzählrahmen im Horizont kollektiver Vergangenheitsvergegenwärtigungen (vgl. ebd., 3). Dadurch treten sie in Konkurrenz zur wissenschaftlichen Zeitgeschichtsforschung, wobei diese mittlerweile den Eigenwert autobiographischen Schreibens erkennt (vgl. dazu die Beiträge in Jarausch/Sabrow 2002). Autobiographisches Schreiben beinhaltet so immer eine lebensgeschichtsbezogene wie auch gesellschaftbezogene Dimension:

> Mag das autobiographische Schreiben zunächst oft individuell als Versuch motiviert sein, das eigene Leben retrospektiv zu gliedern und ihm womöglich einige Sinnmomente abzugewinnen, so wird es spätestens im Augenblick der Veröffentlichung sozial. Aus diesen Überlegungen ergibt sich die Relevanz der Literatur, insbesondere des autobiographischen Schreibens, für ein Verständnis des Verhältnisses zwischen individueller und kollektiver Identität. (Parry/Platen 2007, 10)

Sozialphänomenologische Kommunikationstheorien und Literaturwissenschaften haben hinsichtlich der Gattungsfrage eine ähnliche Forschungsperspektive. Beide versuchen, im Rahmen gattungstheoretischer Bestimmungen strukturelle Merkmale mündlicher bzw. schriftlicher Gattungen zu differenzieren (vgl. für die Soziologie Günthner/Knoblauch 1997, 281 ff.; vgl. für die Literaturwissenschaften Müller-Dyes 2008, 323 ff.). Die Autobiographie als selbstverfasste, schriftliche Form einer primär auf gedächtnisbasierten Erinnerungsleistungen beruhenden, aber auch auf andere lebensdokumentierende Medien wie Foto oder Tagebuch sich stützende Selbstdarstellung in Gestalt einer in ihrer Form vielgestaltigen und multiperspektivischen Narration, stellt eine kommunikative Gattung dar, die es soziologisch in einem weiteren sozialkommunikativen Kontext zu verorten gilt, will man sie an erinnerungskulturelle Diskurse und zeitgeschichtliche Wissenshorizonte anbinden. Autobiographisches Schreiben, Erinnern, Erzählen und Reflektieren ist ein leseradressierter, sozialkommunikativer Akt, in dem narrativ zeitliche Kontingenzen in einer soziokulturell überformten Art und Weise, die durch einen Leser stilistisch als „autobiographisch" iden-

tifizierbar ist, bewältigt werden.[19] Autobiographien weisen sowohl lebens- als auch zeitgeschichtliche sowie über die Lebenszeit hinausgehende historische Zeitimplikaturen auf. Darüber hinaus konturieren sich autobiographische Schriften über politische, soziale und kulturelle Bezugsrahmen. Diese „mannigfaltigen Wirklichkeiten" (Schütz 2003 [1945]), die im Prozess autobiographischen Schreibens wirksam werden, werden als Sinnhorizonte lebensgeschichtlich je nach Standpunkt und Perspektive relationiert und ausgedeutet, wobei vor dem Hintergrund zeitgeschichtlicher und erinnerungskultureller Diskurse individuelle Ausdeutungen ein gesellschaftliches Konfliktpotential in sich bergen. Erinnerungskulturen im 20. Jahrhundert sind demnach keine „harmlosen" Orte der zeitgeschichtlichen Vergegenwärtigung, sondern sie geben Aufschluss über prozessuale und hoch umkämpfte Diskurse, wie mit individuellen und kollektiven Vergangenheiten zu einem bestimmten Zeitpunkt unter bestimmten sozialen, kulturellen und politischen Umständen umgegangen wird. Autobiographisches Schreiben ist somit kein harmloser Ort sozialkommunikativen Handelns, sondern berührt aufgrund seines Öffentlichkeitscharakters immer auch geschichts- und gesellschaftspolitische Dimensionen.[20] Während die soziologische Biographieforschung von den aktiven Elementen eines lebensgeschichtlich reflektierenden Individuums ausgeht und dieses aktiv sich Erfahrung aneignende Individuum in den Mittelpunkt ihrer Betrachtungen stellt (vgl. Kauppert 2010, 82), muss aus einer sozialkommunikativen Perspektive nach den „Gedächtnisrahmungen" (Halbwachs) gefragt werden, die den größeren Kontext einer autobiographischen Erzählung bilden. Auch wenn das autobiographische Schreiben selbst eine aktive sozialkommunikative Handlung darstellt, ist die Frage nach dem „Wie" des Erinnerns nur aus seinen zeitgebundenen, diskursiv geprägten Kontexten heraus zu verstehen. In der Erinnerungskulturforschung wird in diesem Sinne von Entessentialisierungen des Erinnerten gesprochen. Dies bedeutet jedoch keine pauschale Absage an die Leistungen des Gedächtnisses, sondern vielmehr eine Differenzierung der verschiedenen Dimensionen des Gedächtnisses, das auch Fiktionalisierungen nicht ausschließt:

> Auf den (subjektiven) Wahrheitsanspruch unserer Erinnerungen pauschal zu verzichten würde bedeuten, dass wir uns in eine Alzheimergesellschaft verwandeln, in der keine Versprechen mehr gemacht und keine Schulden mehr zurückgezahlt werden können. Die Unzuverlässigkeit unseres Gedächtnisses in Rechnung zu stellen, heißt also keineswegs, dass wir uns als Personen und Mitmenschen von Wahrheitsfragen, Pflichten und Verantwortung so einfach lösen könnten. Deshalb prüfen wir weiterhin unsere Erinnerungen und begleiten *sie durch einen selbstreflexiven Diskurs (...). Dieser Diskurs, der zwischen* Retention und Konstruktion, zwischen Authentizität und Erfindung oszilliert, ist notwendig, um eigene Erfahrungen zu bewerten und sich in der realen Welt zu verankern. (Assmann 2006, 136)

19 Die für westliche Gesellschaften klassische Form autobiographischen Schreibens ist sicherlich die mehr oder weniger stark chronologisch orientierte Ich-Form. Literarische autobiographische Erzählungen durchbrechen diese diachrone zeitliche Struktur jedoch oftmals und öffnen diese für ein freies Spiel der Assoziation. Die populare Autobiographie ist aber nach wie vor an einer Chronologie des Lebens mit einem autonomen Ich-Erzähler ausgerichtet.

20 Zum Zusammenhang von Politik und Autobiographie, vgl. Heinze 2011 (im Veröffentlichungsprozess auf FQS, http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs).

Dies gilt in besonderem Maße auch für autobiographische Schriften.

Das soziologische Grundmodell der Kommunikation geht von einem kommunikativen Handeln aus, in dem eine kommunizierende und eine rezipierende Instanz komplementär aufeinander bezogen sind (Schützeichel 2004, 56). Es setzt voraus, dass etwas – das Mitgeteilte, die Information, die erzählte Geschichte etc. – von einer Seite kommuniziert, welches von der anderen Seite interpretiert und „verstanden" wird. Grundvoraussetzung für die Produktion von Schrifterzeugnissen ist, dass Menschen überhaupt im Akt des Schreibens innerhalb einer bestimmten Gattung kognitive Prozesse zu durchlaufen in der Lage sind. Autobiographisches als selbstbezogenes Schreiben muss im Prozess der Sozialisation erlernt werden (vgl. Raible 1999). Auf der anderen Seite bedarf es eines hinlänglich kompetenten Lesers, der nicht nur Buchstaben zu Worte, Worte zu Sätzen, Sätze zu Abschnitten etc. gedanklich zusammenfügen, sondern der überdies Verstehensleistungen auf der Grundlage seines eigenen, lebensgeschichtlich verankerten Vorwissens vollziehen kann – wobei diese grundsätzlich aufgrund der Komplexität von Texten variieren und unterschiedlich fokussiert sein können (Heterogenität der rezeptiven Textaneignung). Der geschriebene Text realisiert sich in seinen Bedeutungspotentialen erst im „Akt des Lesens", dessen zeitliche Kontexte und damit Interpretationsweisen unterschiedlich ausfallen können (Iser 1994, 195). Die Literaturinterpretation unterscheidet deshalb paradigmatisch zwischen einer Produktionsseite (Autor), einer Darstellungsform (literarische Gattung, Kommunikationsformat) und einer Rezeptionsseite (Leser). Diese drei Instanzen sind in komplexen und variablen Beziehungen wechselseitig aufeinander bezogen und kennzeichnen die sozialkommunikative Figuration des Lesens eines bestimmten Gattungsformats (vgl. Schutte 2005). Neuere rezeptionsorientierte Kommunikationsansätze gehen davon aus, dass nicht allein „ein Sinn" dem Kommunizierten zugrunde liegt, den es zu rekonstruieren gilt, sondern dass die Rezeption von Kommunikationsinhalten in hohem Maße kontextuell – vor allem zeit- und kontextbedingt – abhängig ist und entsprechend sozial, kulturell, politisch, sprich: situational variieren kann. Von diesem Phänomen kann sich jeder überzeugen, der einmal die historische Wirkungsgeschichte einzelner Werke studiert hat. Literaturwissenschaftlich ist seit den 1960er Jahren eine Abkehr von der hermeneutischen „Interpretationsnorm" und einer gültigen Bedeutungsrekonstruktion hin zu einer kontextuell abhängigen, verschiedenen Lesarten zugänglichen Analyse zu beobachten (vgl. Simon 2003, 16). Der Rekonstruktion eines (latenten) Sinns (durch professionalisierte Forscher), somit als lediglich ein – fachspezifischer – Zugang verstanden, wird zugunsten einer kontextuell gebundenen, denkbar offeneren Aneignungssituation eine Absage erteilt. Es macht einen Unterschied, ob eine Autobiographie mit wissenschaftlichen Methoden dekonstruiert wird (und von wem), oder aber ob man die Wirkungsweisen des Autobiographischen aus Sicht durchschnittlicher Leser zu untersuchen versucht – eine Perspektive, die in der Rezeptionsforschung der cultural studies seit längerer Zeit verfolgt wird, in der empirischen Umsetzung jedoch sicherlich einige Probleme aufwirft.[21] Dies ist für den sozialkommunikativen Zusammenhang autobiographischen Schreibens insofern ein wichtiger Gesichtspunkt, da Autobiographien an einen Leser gerich-

21 Eine Wirkungsforschung von Autobiographien, die über diskursanalytische Betrachtungen hinaus geht und empirisch verankert ist, ist mir nicht bekannt.

tet sind, der wohl weniger dem wissenschaftlichen Kontext als vielmehr der allgemein interessierten Öffentlichkeit zuzurechnen ist. Die Frage nach dem Adressaten stellt somit einen elementaren Bestandteil rezeptionstheoretischer Ansätze dar. Die Heterogenität des rezipierenden Leserkreises resultiert mindestens aus folgenden Aspekten: (1.) den jeweils rezipierenden Generationen, (2.) dem jeweils rezipierenden Geschlecht, (3.) dem jeweiligen Vorwissen, (4.) der jeweiligen persönlichen Betroffenheit, (5.) den jeweiligen gruppenspezifischen, gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und (6.) den jeweiligen Diskurszusammenhängen.

Der Soziologe Thomas Luckmann versteht unter Kommunikation eine sozial orientierte und gesellschaftlich konventionalisierte Form der Problembewältigung des Menschen. Schon allein deshalb ist sie rezeptionsorientiert und kontextuell ausgerichtet. Dies gilt insbesondere für autobiographisches Schreiben. Kommunikation ist implementiert in eine Beziehungsstruktur zwischen subjektivem Bewusstsein, Intersubjektivität, Gesellschaft und ihrem Zeichen und Symbolhaushalt (vgl. Luckmann 1980, 98; dazu auch Schütz 2003 [1954], 119 ff.). Beschreibt man autobiographisches Schreiben als sozialkommunikative Handlung, so geschieht dies – in der Terminologie Alfred Schütz im Modus des modo futuri exacti: als Realisierung eines Handlungsentwurfs auf ein alter ego, hier: dem projektierten Leser (Schütz 1993 [1932], 208). Autobiographisches Schreiben bedeutet somit, eine intersubjektive, sozialkommunikative Beziehung zu einem imaginierten und in die Zukunft projektierten Leser, im weitesten Sinne einer unspezifischen Öffentlichkeit, narrativ aufzubauen; die wiederum fußt auf einem gemeinsamen Zeichen- und Symbolhaushalt, der einen kommunikativen Austausch in einem spezifischen Gattungsformat überhaupt erst ermöglicht. Es bedarf im weitesten Sinne eines allgemein verständlichen, erinnerungskulturellen, zeitgeschichtlichen und historischen Horizonts, vor dessen Hintergrund eine lebensgeschichtliche Erzählung erst in ihren Ausprägungen hinlänglich verstanden und beurteilt werden kann – fehlt dieser gemeinsame Bezugsrahmen, können sich spezifische biographische und zeitgeschichtliche Kommunikationen gar nicht erst auf der Leserseite als solche realisieren. Der Reiz des Lesens autobiographischer Schriften ist sicherlich auch durch ein öffentlich anhaltendes Interesse an zeitgeschichtlichen Entwicklungen und Umschwüngen des 20. Jahrhunderts hervor gerufen.

Es gibt eine sozialkommunikative Beziehung zwischen der individuellen Erfahrungsweitergabe durch Erzählung und dem weiteren kollektiven Kommunikationshaushalt von Gesellschaften:

> Individuelle und kollektive Erfahrungen und Lösungen von Handlungs- und Orientierungsproblemen werden erzählt und berichtet, verdichtet und mythisiert. Damit werden sie intersubjektiv erinnerungsträchtig und für Mitmen*schen verfügbar gemacht. Diese ‚primären' Erfahrungsrekonstruktionen werden in kommunikativen Vorgängen gesellschaftlich weiterverarbeitet (...). Diese ‚sekundären' kommunikativen* Vorgänge sind, noch unmittelbarer als die *‚primären', von den Gegebenheiten und Erfordernissen der Sozialstruktur b*estimmt. (Luckmann 2002a, 157)[22]

22 Im Rahmen des Lüdenscheider Gesprächs im Anschluss an die Tagung Autobiographie und Zeitgeschichte berichtete der geladene ostdeutsche Journalist und Autor Hans-Dieter Schütt (Glücklich beschädigt: Republikflucht nach dem Ende der DDR, 2009), dass er eine Reihe von Leserzuschriften erhalten habe, die sich weniger auf seine, als vielmehr auf die jeweils eigenen lebensgeschichtlichen Er-

Übertragen auf die Autobiographie bedeutet dies, dass diese nicht allein in einem autonomen Sinne beschrieben werden kann, in dem sich ein Individuum erinnernd und reflektierend der Gesellschaft gegenüberstellt; autobiographisches Schreiben ist immer in einen größeren Erinnerungs- und Erfahrungskontext eingebunden, und auf gesellschaftliche Diskurse bezogen, durch den bzw. durch die der Prozess des Schreibens gerahmt wird. Man könnte auch sagen, dass Autobiographien trotz ihres individuellen und selbstreflexiven Zustandekommens wie andere Schriftzeugnisse eine mittelbare „Antwort" erwarten (vgl. Luckmann 2002a, 162). Mündliche wie schriftliche Kommunikationsformen benötigen per se ein Gegenüber, das zuhört, liest, interpretiert und im weitesten Sinne reagiert (vgl. Luckmann 2002b, 188). Diese Reaktionen lassen sich nicht nur als Formulierung verschiedener Lesarten durch einen Forscherkreis, sondern möglicherweise auch durch empirische Leserforschung fundieren, um das Verständnis für den kommunikativen Aufbau der sozialen und historischen Welt stärker zu fokussieren. Damit wäre ein Schritt hin zu einer soziologischen Verbindung mit kontextuellen Analyseformen autobiographischer Schriften im Horizont erinnerungskultureller Forschungen denkbar; eine Analyseform, die nicht allein auf der unvoreingenommenen und theorielosen Offenheit gegenüber einem Forschungsgegenstand beruht – die bei versierten und langjährig erfahrenen Biographieforschern ohnehin als forschungspraktisches Postulat zweifelhaft ist. Einen theoretischen Schritt in diese Richtung ist unlängst Mathias Berek (2009) gegangen, der Wissenssoziologie und Erinnerungskulturen zusammen bringt. Empirische Forschungsprojekte zu Rezeptionsformen autobiographischer Kommunikationsformate stehen allerdings noch aus.

5. Ausblick

Autobiographien als (auto-)biographisches Kommunikationsformat und literaturwissenschaftliche Gattung bilden in vielfacher Hinsicht einen reizvollen Gegenstand soziologischer Forschungen, den es sich sowohl methodologisch, theoretisch und auch empirisch neben seinem bloßen „Quellenwert" weiter zu erschließen gilt. Hierfür liegen aus den angrenzenden Fachdisziplinen mittlerweile umfangreiche und erhellende Untersuchungen vor, die es systematisch und den Forschungsinteressen der soziologischen Biographieforschung entsprechend auszuwerten gälte. Um aus der blickverengenden, methodologischen Falle der empirisch-interpretativen Sozialforschung zu gelangen, die sich aus der Professionalisierung des narrativen Interviews ergeben hat, bedarf es einer kritischen Würdigung der bisherigen Forschungsziele und Forschungsparadigmen innerhalb der soziologischen Biographieforschung und gegebenenfalls einer Diskussion, Reformulierung und Neuinterpretation einzelner methodologischer Ansätze. Eine soziologische Theoretisierung des Gegenstands „Biographie" vor dem Hintergrund medialer Repräsentationsproblematiken wäre angezeigt und anschlussfähig an angrenzende Wissenschaftsdiskurse.

Verortet man die (auto-)biographischen Darstellungsmöglichkeiten in einem medial breiter gefächerten Spektrum, treten zur schriftlichen Autobiographie noch das Bild/die Fotografie, der Film (in Form des so genannten Biopic auf der einen, und des

fahrungen bezogen haben. Diese „sekundären Kommunikationsvorgänge" unterstreichen die sozialkommunikative Ausrichtung und Funktion autobiographischen Schreibens und deren Wirkungen bzw. kommunikativen Folgehandlungen seitens des Lesers.

biographischen Dokumentarfilms auf der anderen Seite), aber auch andere künstlerische Darbietungsformen wie (Populär-)Musik, Tanz, Theater oder Oper hinzu. In all diesen Formen ist der sozialkommunikative Aspekt kaum zu übersehen. Die Untersuchung von lebensgeschichtlichen Übersetzungen und Transformationen in diese Bereiche des Künstlerischen stehen biographiewissenschaftlich noch ganz am Anfang. Neben den zeitgeschichtlichen und erinnerungskulturellen Wert autobiographischer Darstellungen treten somit weitere Aspekte einer „Ästhetisierung der Existenz" (Foucault) hinzu.

LITERATUR

Alheit, Peter und Morton Brandt (2006): Autobiographie und ästhetische Erfahrung – Entdeckung und Wandel des Selbst in der Moderne, Frankfurt a. M. und New York.

Anderson, Linda (2004): Autobiography, London/New York.

Assmann, Aleida (2006): Der lange Schatten der Vergangenheit: Erinnerungskultur und Geschichtspolitik, München.

Ayaß, Ruth (2006): Zur Geschichte der qualitativen Methoden in der Medienforschung: Spuren und Klassiker, in: Ruth Ayaß und Jörg Bergmann (Hg.): Qualitative Methoden der Medienforschung, rowohlts enzyklopädie, Reinbek bei Hamburg, 42-71.

Baacke, Dieter und Theodor Schulze (1993): Aus Geschichten lernen: Zur Einübung pädagogischen Verstehens, Weinheim/Basel.

Berek, Mathias (2009): Kollektives Gedächtnis und die gesellschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit: Eine Theorie der Erinnerungskulturen, Wiesbaden.

Bortolussi, Marisa und Peter Dixon (2003): Psychonarratology: foundations for the empirical study of literary response, Cambridge.

Breuer, Ulrich und Beatrice Sandberg (2006): Einleitung, in: Ulrich Breuer und Beatrice Sandberg (Hg.): Grenzen der Identität und der Fiktionalität, München, 9-18.

Brose, Hanns-Georg und Bruno Hildenbrand (1988): Biographisierung von Erleben und Handeln, in: Hanns-Georg Brose und Bruno Hildenbrand (Hg.): Vom Ende des Individuums zur Individualisierung ohne Ende, Opladen, 11-32.

Chamberlain, Mary und Paul Thompson (2004): Introduction, in: Mary Chamberlain and Paul Thompson (Ed.): Narrative & Genre: Contexts and Types of Communication, New Brunswick/London.

Chamberlayne, Prue, Joanna Bornat und Tom Wengraf (2000): Introduction: the biographical turn, in: Chamberlayne, Prue/Bornat, Joanna/Wengraf, Tom (Ed.): The Turn to Biographical Methods in Social Sciences, London, 1-30.

Charlton, Thomas L., Lois E. Myers and Rebecca Sharpless (Ed.) (2008): Handbook Of Oral History, Lanham/New York/Toronto/Plymouth.

Corsten, Michael (2010): Biographie zwischen sozialer Funktion und sozialer Praxis, in: Christian Klein (Hg.): Handbuch Biographie: Methoden, Traditionen, Theorien, Stuttgart/Weimar, 95-102.

Derrida, Jacques (2004): Signatur Ereignis Kontext, in: Jacques Derrida: Die différance: Ausgewählte Texte, Stuttgart, 68-109.

de Man, Paul (1979): Autobiographie als Maskenspiel, in: de Paul Man: Die Ideologie des Ästhetischen (hrsg. von Christoph Menke), Frankfurt a. M., 131-146.

Dilthey, Wilhelm (1998 [1906-1911/1927]): Das Erleben und die Selbstbiographie, in: Günter Niggl (Hg.): Die Autobiographie: Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung, Trier, 21-32.

Dünne, Jörg und Christian Moser (2008): Allgemeine Einleitung. Automedialität, in: Jörg Dünne und Christian Moser (Hg.): Automedialität: Subjektkonstitution in Schrift, Bild und neuen Medien, München, 7-18.

Emmerich, Wolfgang (Hg.) (1974): Proletarische Lebensläufe: Autobiographische Dokumente zur Entstehung der Zweiten Kultur in Deutschland, Band 1: Anfänge bis 1914, Reinbek bei Hamburg.

Emmerich, Wolfgang (Hg.) (1975): Proletarische Lebensläufe: Autobiographische Dokumente zur Entstehung der Zweiten Kultur in Deutschland, Band 2: 1914 bis 1945, Reinbek bei Hamburg.

Erll, Astrid (2005): Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen: Eine Einführung, Stuttgart/Weimar.

Fetz, Bernhard (Hrsg.) (2009): Die Biographie – Zur Grundlegung ihrer Theorie, Berlin/New York.

Finck, Almut (1999): Autobiographisches Schreiben nach dem Ende der Autobiographie, Berlin.

Fischer, Joachim (2006): Das Medium ist der Bote. Zur Soziologie der Massenmedien aus der Perspektive einer Sozialtheorie des Dritten, in: Andreas Ziemann (Hg.): Medien der Gesellschaft – Gesellschaft der Medien, Konstanz, 21-42.

Flick, Uwe (2007): Qualitative Sozialforschung: Eine Einführung, Reinbek bei Hamburg.

Frerichs, Petra (1980): Bürgerliche Autobiographie und proletarische Selbstdarstellung: Eine vergleichende Darstellung unter besonderer Berücksichtigung persönlichkeitstheoretischer und literaturwissenschaftlich-didaktischer Fragestellungen, Frankfurt a. M.

Fuchs-Heinritz, Werner (2000): Biographische Forschung – Eine Einführung in Praxis und Methoden, Wiesbaden

Güthner, Susanne und Hubert Knoblauch (1997): Gattungsanalyse, in: Ronald Hitzler und Anne Honer, (Hg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik, Opladen, 281-308.

Heinritz, Charlotte (2000): Auf ungebahnten Wegen: Frauenautobiographien um 1900, Königstein im Taunus.

Heinze, Carsten (2011): „Das Private wird politisch“ – interdisziplinäre Perspektiven auf autobiographisches Schreiben im Horizont von Erinnerungskulturen und Zeitgeschichte (erscheint demnächst auf FQS, http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs).

Heinze, Carsten (2010): Autobiographie und zeitgeschichtliche Erfahrung, in: Geschichte und Gesellschaft, Heft 2010/36 (1), 93-126.

Heinze, Carsten (2009a): Identität und Geschichte in autobiographischen Lebenskonstruktionen – Jüdische und nicht-jüdische Vergangenheitsbearbeitungen in Ost- und Westdeutschland, Wiesbaden.

Heinze, Carsten (2009b): Autobiographische Darstellung und mediale Repräsentationen in Schrift, Bild und Film – am Beispiel Marcel Reich-Ranickis Mein Leben, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 22. Jg., 165-196.

Heinze, Carsten (2007): Der paratextuelle Aufbau der Autobiographie, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 20. Jg., 19-37.

Herweg, Nikola (2003): Die Biographie als paradigmatische Gedächtnisgattung, in: Astrid Erll, Marion Gymnich und Ansgar Nünning, (Hg.): Literatur – Erinnerung – Identität: Theoriekonzeptionen und Fallstudien, Trier, 197-210.

Holdenried, Michaela (2010): Biographie vs. Autobiographie, in: Christian Klein (Hg.): Handbuch Biographie: Methoden, Traditionen, Theorien, Stuttgart/Weimar, 37-44.

Hurrelmann, Klaus (2006): Einführung in die Sozialisationstheorie, Weinheim.

Iser, Wolfgang (1994) Der Akt des Lesens, München.

Jaeger, Michael (1995): Autobiographie und Geschichte: Wilhelm Dilthey, Georg Misch, Karl Löwith, Gottfried Benn, Alfred Döblin, Stuttgart/Weimar.

Jarausch, Konrad H. und Martin Sabrow (Hg.) (2002): Verletztes Gedächtnis: Erinnerungskultur und Zeitgeschichte im Konflikt, Frankfurt a. M./New York.

Jarausch, Konrad H.(2002): Vorwort, in: Konrad H Jarausch und Martin Sabrow (Hg.): Verletztes Gedächtnis: Erinnerungskultur und Zeitgeschichte im Konflikt, Frankfurt a. M./New York, 7-8.
Jureit, Ulrike und Christian Schneider (2010): Gefühlte Opfer: Illusionen der Vergangenheitsbewältigung, Stuttgart.
Kauppert, Michael (2010): Erfahrung und Erzählung: Zur Topologie des Wissens, Wiesbaden.
Kertész, Imre (1993): Galeerentagebuch, Berlin.
Kittner, Alma-Elias (2009): Visuelle Autobiographien: Sammeln als Selbstentwurf bei Hannah Höch, Sophie Calle und Annette Messager, transcript, Bielefeld.
Klein, Christian (Hg.) (2010): Handbuch Biographie: Methoden, Traditionen, Theorien, Stuttgart/Weimar.
Klein, Christian (2010): Kontext, in: Christian Klein (Hg.): Handbuch Biographie: Methoden, Traditionen, Theorien, J. B. Metzler, 200-203.
Knoblauch, Hubert (2005): Wissenssoziologie, Konstanz.
Küsters, Ivonne (2009): Narrative Interviews: Grundlagen und Anwendungen, Wiesbaden
Lejeune, Philippe (1994 [1975]): Der autobiographische Pakt, Aesthetica, Frankfurt a. M.
Löwith, Karl (1989 [1959]): Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933: Ein Bericht, Frankfurt a. M.
Luckmann, Thomas (2002a): Der kommunikative Aufbau der sozialen Welt und der Sozialwissenschaften, in: Thomas Luckmann (Hg.): Wissen und Gesellschaft: Ausgewählte Aufsätze 1981-2002, Konstanz, 157-182.
Luckmann, Thomas (2002b): Zur Methodologie (mündlicher) kommunikativer Gattungen, in: Thomas Luckmann (Hg.): Wissen und Gesellschaft: Ausgewählte Aufsätze 1981-2002, Konstanz, 183-200.
Luckmann, Thomas (1980): Lebenswelt und Gesellschaft: Grundstrukturen und geschichtliche Wandlungen, Paderborn u. a.
Mann Thomas (1954): Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull, Stuttgart.
Markowitsch, Hans J. und Harald Welzer (2006): Das autobiographische Gedächtnis: Hirnorganische Grundlagen und biosoziale Entwicklung, Stuttgart.
Mazé, Elinor A. (2008): The Uneasy Page: Transcribing and Editing Oral History, in: Thomas L. Charlton, Lois E. Myers and Rebecca Sharpless (Ed.): Handbook Of Oral History, Lanham/New York/Toronto/Plymouth, 237-274.
Misch, Georg (1998 [1907/1949]: Begriff und Ursprung der Autobiographie, in: Günter Niggl (Hg.): Die Autobiographie: Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung, Trier, 33-54.
Misch, Manfred (Hg.) (2001): Autobiographien als Zeitzeugen, Tübingen.
Moser, Christian und Jürgen Nelles (Hg.) (2006): AutoBioFiktion: Konstruierte Identitäten in Kunst, Literatur und Philosophie, Bielefeld.
Müller-Dyes, Klaus (2008): Gattungsfragen, in: Heinz Ludwig Arnold und Heinrich Detering (Hg.): Grundzüge der Literaturwissenschaft, München, 323-348.
Neumann, Bernd (1970): Identität und Rollenzwang: Zur Theorie der Autobiographie, Frankfurt a. M.
Odin, Roger (2006) [1984]: Dokumentarischer Film – dokumentarisierende Lektüre, in: Eva Hohenberger (Hg.): Bilder des Wirklichen: Texte zur Theorie des Dokumentarfilms, Berlin, 259-275.
Olney, James (1980): Autobiography and the Cultural Moment: A Thematic, Historical, and Bibliographical Introduction, in: James Olney (Ed.): Autobiography: Essays Theoretical and Critical, Princeton/New Jersey, 3-27.
Ong, Walter J. (2004): Orality and Literacy: the Technologizing of the Word, London.
Parry, Christoph und Edgar Platen (2007): Einleitung, in: Christoph Parry und Edgar Platen (Hg.): Grenzen der Fiktionalität und der Erinnerung, München, 9-13.

Pohl, Rüdiger (2007): Das autobiographische Gedächtnis: Die Psychologie unserer Lebensgeschichte, Stuttgart.
Porombka, Stephan (2010): Biographie und Buchmarkt, in: Christian Klein (Hrsg.): Handbuch Biographie: Methoden, Traditionen, Theorien, Stuttgart/Weimar, 444-450.
Raible, Wolfgang (1999): Kognitive Aspekte des Schreibens, Heidelberg.
Riemann, Gerhard (2007): Suizidalität als Prozess – Eine Re-Analyse des Tagebuchs von Wallace Baker in Ruth Shlone Cavans „Suicide", in: ZQF – Zeitschrift für Qualitative Forschung, 8. Jg., 2/2007, 287-328.
Rosenthal, Gabriele (2009): Die Biographie im Kontext der Familien- und Gesellschaftsgeschichte, in: Bettina Völter, Bettina Dausien, Helma Lutz und Gabriele Rosenthal (Hg.): Biographieforschung im Diskurs, Wiesbaden, 46-64.
Rosenthal, Gabriele (2005): Interpretative Sozialforschung: Eine Einführung, Weinheim/München.
Schabacher, Gabriele (2007): Topik der Referenz: Theorie der Autobiographie, die Funktion ‚Gattung' und Roland Barthes' Über mich selbst, Würzburg.
Schutte, Jürgen (2005): Einführung in die Literaturinterpretation, Stuttgart/Weimar.
Schütt, Hans-Peter (2009): Glücklich beschädigt: Republikflucht nach dem Ende der DDR, Berlin.
Schütz, Alfred (2003 [1945]): Über die mannigfaltigen Wirklichkeiten, in: Schütz, Alfred, (herausgegeben von Martin Endreß und Ilja Srubar): Theorie der Lebenswelt 1: Die pragmatische Schichtung der Lebenswelt, Konstanz, 181-239.
Schütz, Alfred (2003 [1954]): Symbol, Wirklichkeit und Gesellschaft, in: Schütz, Alfred, (herausgegeben von Hubert Knoblauch, Ronald Kurt und Hans-Georg Soeffner): Theorie der Lebenswelt 2: Die kommunikative Ordnung der Lebenswelt, Konstanz, 119-198.
Schütz, Alfred (1993 [1932]): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt: Eine Einleitung in die verstehende Soziologie, Frankfurt a. M.
Schützeichel, Rainer (2004): Soziologische Kommunikationstheorie, Konstanz.
Segebrecht, Wulf (1998 [1969]): Über Anfänge von Autobiographien und ihre Leser, in: Günter Niggl (Hg.): Die Autobiographie: Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung, Trier, 158-169.
Simon, Tina (2003): Rezeptionstheorie: Einführung und Arbeitsbuch, Frankfurt a. M.
Sloterdijk, Peter (1976): Literatur und Lebenserfahrung: Autobiographien der Zwanziger Jahre, München.
Soeffner, Hans-Georg (1979): Interaktion und Interpretation. Überlegungen zu Prämissen des Interpretierens in der Sozial- und Literaturwissenschaft, in: ders. (Hg.): Interoretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften, Stuttgart, 328-351.
Völter, Bettina, Bettina Dausien, Helma Lutz und Gabriele Rosenthal (Hg.) (2009): Biographieforschung im Diskurs, Wiesbaden.
von Zimmermann, Christian (2010): Biographie und Anthropologie, in: Christian Klein (Hg.): Handbuch Biographie: Methoden, Traditionen, Theorien, Stuttgart/Weimar, 61-70.
Wagner-Egelhaff, Martina (2005): Autobiographie, Suttgart/Weimar.
Waldmann, Günter (2000): Autobiografisches als literarisches Schreiben, Hohengehren
Wenzel, Peter (2004): Zu den übergreifenden Modellen des Erzähltextes, in: Peter Wenzel (Hg.): Einführung in die Erzähltextanalyse: Kategorien, Modelle, Probleme, Trier, 5-21.
Zima, Peter (2000): Theorie des Subjekts: Subjektivität und Identität zwischen Moderne und Postmoderne, Tübingen.